

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische

Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 25. Juli.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen M 1.— pro Quartal bei sämtlichen Postämtern M 1.20 pro Quartal Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Gröffe.

(Fortsetzung.)

„eiliger Gott, aber was ist denn geschehen, Excellenz?“ rief der Bürgermeister.

„Was Alles seiner Zeit bekannt werden wird und immer noch früher, als Euch lieb ist. Ich bin nicht berufen, den Strang an der Glocke zu ziehen, bevor die Stunde gekommen, und derothalben recommendire ich und befehle ich Sicutium und Discretion in Allem, was solches Geheimniß anlangt. Und nun will ich Euer Liebden nicht länger molestiren noch aufhalten.“

Und mit bezeichnender Handbewegung entließ er die Anwesenden, die sich mit bestürzten Mienen und in lautlosen Schweigen entfernten.

Doctor Gerbel war der Letzte und blieb einen Augenblick unter den breiten Bogen des Schloßthores stehen.

„Es ist richtig, wie ich längst vermuthet: diesen Protector und Gönner haben wir verloren, oder die Zeitläufe perturbiren und occupiren ihn dermaßen, daß ihm das Nähere und Kleinere verschwindet. Und nahm sich doch früher der Frau Kämmerer so warmherzig an. Aber so sind diese vornehmen Herren, vermeinet man ihrer sicher zu sein, so reißt es sie wie ein Sturmwind von dannen. Was nun? Es bleibt doch kein anderer Weg als zu hochfürstlichen Gnaden, aber wer bahnet ihn? Heut soll das große Lebensfest sein, dabei der Herr Archivarius Neumark wohl auch wieder zum Vorschein kommt, mein alter hochberühmter Freund. Der freilich könnt auch in unserer Sache helfen, wenn er wollte.“

„Wie war's doch, hat er mir nicht heut erst geschrieben? Da ist ja noch die Epistel von ihm. Er wünscht, ich soll ihn besuchen. Was kann der alte Mann wollen? Meint er wirklich, der Palmorden sei wieder erstanden und er selbst müsse wieder zu Ehren kommen? Dann wäre ja sein letzter Lebenswunsch erfüllt. Aber was soll ich dabei thun? Er brauchet besser wohl einen Arzt, denn aufmachen wird er sich und wenn sie ihn in einer Sänft tragen müßten. Wir werden ja sehen; und helfen muß er, wenn er kann. Er und kein Anderer; vorwärts zu ihm!“

Und eifertig schlug er seinen Weg durch die Collegien-gasse ein, um an der Wilhelmsburg vorüber zum Borwerk zu kommen, wo die Behausung des Archivarius lag.

Zweites Capitel.

Auch im grünen Schloß selbst, wie unter der eleganten Hofgesellschaft, die sich gruppenweise in den weiten Sängen des welschen Gartens bewegte, machte sich der Wellenschlag der allgemeinen Erregung fühlbar, ja es herrschte ein unverkennbarer Ausdruck der Bestürzung und Rathlosigkeit auf den Gesichtern der Cavaliere und Hofdamen, die vor den Blumenrabatten, wie am Bassin der großen Fontaine im Gespräch standen, während die Aufahrt der fremden Fürstlichkeiten vor dem französischen Schloßchen stattfand.

In einer der Gruppen bemerkte man den Oberhofmarschall Günther von Schwarzenfels und seinen muthmaßlichen Nachfolger Pflug von Poststein, in einer anderen den Oberhofjägermeister Christoph von Thügel und die schöne Comtesse von Bithum, bis vor einem Jahre noch die Hofdame der nun in Gott ruhenden Herzogin Christiane Elisabeth, eine schlanke titianische Gestalt mit weissenblauen Augen und reichem hochblonden Haar, dessen natürliche Schönheit allerdings unter Schmuck, Perlen, Fuder und Federn der jetzt modernsten Träuer nicht zur Geltung kam.

„Nun, Herr Oberhofjägermeister, werden Sie auch dem Palmensfest beiwohnen?“ sagte sie. „Vielleicht darf man etwa gratuliren, daß Sie als neues Mitglied aufgenommen werden. Wer weiß welchen schönen Beinamen Ihnen der Hofrath Neumark ausfindig gemacht. Neben den Gemätheten, Ruhbaren, Wohlriechenden und Mehlreichen wüßte ich einen ganz besonderen Namen für Sie.“

„Und der wäre, schöne Comtesse?“

„Der Rathselhafte.“

„Und warum, Allerzeigendte?“

„Weil es noch Niemand hat enträthseln können, wenn Ihre schönen Sonette an Anaxyllis und Gatheia gelten.“

„Das würde auch dann wohl im Dunkel bleiben, denn es genügt, wenn Amarrilis selbst sie verstanden. Aber sparen Sie Ihren Scharfsinn, schöne Comtesse. Ich fürchte, statt der Palmen wird es sich heute um Bajonnette handeln und statt Canones der Reinkunst um Kanonen.“

„Ah, sie erschrecken mich — also Mars in der Mäste Apolls?“

„Dergleichen, Comtesse. Es geht etwas vor. — Fragen Sie nur den Oberhofmarschall Günther von Schwarzenfels oder seinen alter ego, den Poststein. Die Herren wirgen sich krank an den Geheimnissen. Sehen Sie nur hin: diese schmerzvollen Mienen — und Anderen geht es nicht besser. Wir leiden Alle darunter.“

Die Dame lächelte und spielte mit ihrem Fächer.

„Wenn Sie nicht zu den Eingeweihten gehören, so sagen Sie mir wenigstens was Sie denken; oder ist Ihnen auch das verboten?“

„Nein, Comtesse, die Gedanken sind noch immer zollfrei bei uns, aber es bleiben nur Vermuthungen. Eins ist sicher, so viel darf ich verrathen, weil es Alle schon seit einer Stunde wissen: der Erbprinz wird heute den Herzog repräsentiren und zwar unfreiwillig.“

„Sie überraschen mich!“

„Wenn Sie schweigen können, Comtesse, so wissen Sie: es hat einen heftigen Sturm gegeben mit dem Herrn Vater; man ist endlich hinter die Mytherien von Zena gekommen.“

„Sie meinen seine häufigen Reisen dorthin?“

„Ganz wohl. Sollte man es für denkbar halten: dieser princeps concinator — der jugendliche Cato und maecenas aller Wissenschaften, und dennoch war es nicht Minerva, die ihn nach Zena geführt, sondern Cupido.“

„Ah, eine Liebesaffäre also — das ist ja entzückend!“

„Und noch dazu eine seriöse Affäre, die alle Welt wissen könnte, weil sie ebenso für seinen guten Geschmack spricht, wie für seinen Charakter. Erathen Sie noch nichts?“

„Doch nicht Prinzess Charlotte,“ erwiderte die Comtesse rasch.

„Eben dieselbe, Comtesse — sie und die Schlawheit ihrer Mutter, der Prinzess von Extrémouille, haben den Erbprinz umgarnt. Er ist so gut wie verlobt!“

„Aber warum sagen Sie: umgarnt? Es ist seine Cousine und sie soll sehr aimable sein. Das trifft sich ja höchst merveilleux. Ich kann Sie versichern, gerade diese Verbindung war der geheime Lieblingswunsch der hochseligen Herzogin.“

„Aber nicht des Herzogs,“ erwiderte Freiherr von Thängel. „Verstehen Sie nun?“

„Ah, deshalb also die Intrigue und das Geheimniß vor aller Welt. Vraiment, nun begreife ich Alles oder eigentlich doch nichts. Dürfen Sie nicht verrathen, warum und weshalb Serenissimus dagegen?“

„Als ob Sie das nicht selbst errathen könnten, Comtesse. Es giebt eben Constellationen, wo eine Allianz mit mächtigen Häusern wissenschaftswerth. Die leidige Politik will ihre Opfer haben. Ich mache mir über dies sogenannte Ordensfest meine eigenen Gedanken.“

„Ah, Sie meinen also eine Werbung von auswärts, eine Ambassade, und der Palmenbaum soll plötzlich Myrthen bringen. Ich danke Ihnen, das wäre ja aber interessant, wenn es nicht höchst traurig wäre für den Erbprinzen.“

„Und das wäre noch die günstigste Auslegung gegen jede andere.“

„Kommen Sie, Herr von Thängel, Sie haben mich ganz alarmirt mit Ihren Nachrichten. Wir müssen weitere Nachforschung einziehen. Sie meinen also bestimmt, das Ordensfest sei nur pretext.“

„Machen Sie mich nicht unglücklich, Comtesse! Ich habe gar nichts gesagt,“ behauptete der vorfichtige Hofmann und folgte der Voranschreitenden. „Allerdings ist es möglich, daß man mit dem Fest etwas Anderes cachet —“

„Wohlt gar eine politische Conferenz?“

„Ich beschwöre Sie, Comtesse, kein Wort weiter! Es handelt von Espionen liberal, aber Sie haben ganz Recht,“ sagte er flüsternd hinzu, „auch die fremde Werbung kann nur die Schatzkammer sein für größere Zwecke, für eine Allianz um Land und Leute. Doch still, da ist Graf Günther. Sie sehen er ist völlig desappointe. Es muß etwas Wichtiges im Wer sein.“

Günther von Schwarzenfels und Pflug von Poststein verabschiedeten sich von einigen anderen Herren, wobei der Oberhofmarschall seinen Finger auf die Unterlippe legte, als bestünde er damit unverbrüchliches Schweigen.

Dies verhinderte jedoch nicht, daß Mehrere der Hingutenden ihn dennoch mit Fragen beströmten.

Der Hofmarschall erschöpfte sich in abwehrenden und unweidenden Geberden. Endlich sagte er: „Ich kann Ihnen heute nichts weiter mittheilen, meine Herren. Gott sei uns und unserm Lande gnädig. Die schlauesten Befürwortungen bestätigen sich. Wer weiß es, wie die Wästel fallen, und wann binnen Jahresfrist möglich. Es giebt ein altes Wort: Es verläßt keinen Deutschen; aber seit dem großen Krieg ist es sehr zu Schanden geworden.“ Und abermals die Hand auf die Lippen legend flüsterte er dem Oberhofjägermeister einige Worte in das Ohr.

Dann entfernte er sich sofort und alle Anderen folgten ihm mit betroffenen Mienen eilig zum französischen Schloßchen, wo die Harschiere mit den Hellebarden vor den Eintretenden salutirten.

Die Auffahrt der fremden Herrschaften dauerte inzwischen fort, und die Erregung der Gemüther pflanzte sich aus den oberen Schichten wie ein unsichtbarer elektrischer Strom auf die zusehauende Volksmenge fort, die am rothen Gatter sich drängte, nicht minder wie am grünen Markt.

Dabei führten einzelne weltweise und geriebene Söldnerköpfe das große Wort und es fielen eine Menge denkwürdiger Aeußerungen.

„Was hat das eigentlich mit dem Palmenorden?“ sagte ein Herzengieher, „ist das was Geistliches vom Palmsonntag, wo der Heiland in Jerusalem einreitet auf einem Esel?“

„Manstoph,“ antwortete eine Stimme. „Dabei könnten Sie Dich brauchen!“

Während des schallenden Gelächters lies ein Anderer, und zwar der Stadtkirchner Ludwig, seine Meinung vernehmen. — „Palmsonntag und Einreiten. Gähreerei und kein End. Das wäre ja kothholisch, so etwas giebt's nicht mehr bei uns im lutherischen Land. Palmenorden ist ein Verbündniß von Schreibergelehrten, die sich eine Palmenlaube gepflanzt und seltsame Früchte ziehen.“

„Also Datteln und Cocosnüsse — ja das kennt man. Aber wenn's an's Luftnacken geht, beißt sich Mancher den Zahn aus, wenn er noch einen hat.“

„Wie Ihr's versteht,“ antwortete der Kirchner. „Die Schreibergelehrten sind berühtete Poeten, die ihre Lieder auffingen.“

„Aha, jetzt haben wir's!“ rief ein langgeschossener rothbartiger Gesell. „Das wird also eine Metten wie dazumal auf der Wartburg, wo die Singer sich rauschten.“

„Ja, das wäre etwas für Dich, Hans Morgenroth, aber Hundsjungen werden nicht hineingelassen, die müssen draußen bleiben!“

„Recht so,“ bekräftigte der Kirchner; „vornehme Leute sind's, da muß Jeder seinen Stammbaum aufweisen bis auf die Vorfürge.“

„Na, wenn's auch nur ein Stelzbein ist,“ rief eine rauhe Stimme. „Grüß und Hirschkmalz braucht's wohl nicht, wir nimmer bei Denen, die dem gemeinen Mann im Nacken sitzen.“

„Aber Ihr seid ein Grobian, Herr Müller!“

„Na was wollt Ihr denn?“ rief der robuste Quadradler. „Wir hat's ein gelehrter Mann gesagt, der Director Stein vom Gymnasium. Der Orden hat schon an die tausend Mitglieder, wollen die deutsche Sprach ausjagen wie einen Kuhstall; und

braucht's da Gelehrsamkeit — eine Peitsche braucht's, wie unser Herr Jesus Christus im Tempel. Und auf die Menge kommt's auch nicht an. Zwölf Apostel waren genug für die ganze Welt. Mal kann's so kommen, daß einer oder zwei genug sind für das ganze deutsche Volk. Wenn sie den heiligen Geist dazu haben, wie unser Doctor Martinus Luther. Aber solche regnet es nicht alle Tage. Schaut, da kommt der Großmogul!"

Wieder rollte ein vergoldeter Wagen heran mit Heyduken und einem Mohren auf den Trittbrett.

„Das muß der Herzog von Sachsen sein, erklärte der Stabführer, „der gehört auch zum Palmenorden, heißt der Wohlgerathene.

„Bivat der Herzog von Sachsen!“ scholl es aus der Menge.

„Daß Euch der Weitsitz!“ schnarrte jetzt die heifere Stimme des Capitano Funtel, der seinen gewaltigen Bart strich. „Das ist der Gefeimerath Siob Rudolf von Gottha, fährt in seiner Herren Wagen. Den kenne ich von Münster her und vom großen Storb im Land Weisfalen, ist auch ein Nabe der um den Galgen steigt.

Abermals kam ein Wagen mit Apfelschimmel, die Heyduken in Violet mit Silber gekleidet.

„Herzhaft!“ rief wieder der Kirchner, „das muß der Brandenburger sein oder der Anhalter, ist auch beim Orden, hat eine Maientblume zum Abzeichen und heißt der Wohlrieche.“

Wieder scholl der Ruf: „Bivat der Herzog von Anhalt!“

„Spakentöpfe!“ brumte der Invalid. „Wenn Ihr's wissen wollt, das ist der Gesandte von Curmainz, kein ich doch das Wappen, das rothe Rad im weißen Feld, und mit dem Herren hab' ich auch schon Solz geseffen — hat es wie Spinweben um die Augen, kommt auch nur, wenn Honig zu schneiden ist. — Lehrt mich die Wespen kennen!“

„Und da schaut!“ rief er wieder, „gleich zwei Vorreiter mit Federhüten und zwei Wagen hinterdrein, gelb mit schwarz, Muß was von Kaiserlicher Majestät sein.“

„Wär schon gut, wenn die Majestät ein Herz hätten für uns und Zeit obenein, aber der hat es mit den Türken. Das da war der Meininger, und auch nur eine Staatsperrücke. Ja wohl, wo die Adler sich sammeln, muß ein Laß liegen. Ich denk mir mein Theil!“ Und als Verschiedene in ihn drangen, seine Meinung zu sagen, während Andere ihm Schweigen geboten, strich er wieder seinen Bart und hob seinen Krüdstock.

„Daß mir Keiner zu nahe kommt. Nennen sie ihr und nichts weiter. Was, das soll ein Ordensfest sein? Mein sag ich, da wird u s zusammengeschmort, was wie Pulver riecht. Denket an mich: Krieg giebt es und abermals Krieg! So lang Ihr die Heze in Euren Mauern habt, laßt sie Euch zusammen, was sie mag: Brand, Sterben, Rebellion und Krieg, alles ist so gekommen wie ich es vorausgesagt, aber Niemand hat daran glauben wollen. Ihr glaubet erst, wenn der rothe Hahn Euch auf dem Dach kräht, wenn Euch das Messer an der Kehle sßt und der Herzog die Augen zuthut. Heut noch liegt er darnieder und die Doctores verdröhen die Augen, und daß ich Euch die Wahrheit sag, schaut hin, da kommt der Erbprinz, fürstliche Gnaden selber und allein.“

In der That ritt in diesem Augenblick der jugendliche Fürst mit einigen Begleitern über die Schloßbrücke der Wilhelmsburg, sprengte den Hügel hinan bis zum französischen Schloß, wo er hielt und abstieg.

Von Seiten der Völkgruppen empfing ihn lauter Zuruf und alle Hüte flogen herunter. Er aber beachtete es kaum und wandte sich zum Hofrath und Vicekanzler Gappe, der ihm mit tiefer Verbeugung entgegentrat. Das intelligenteste, gelstvolle Gesicht des jungen Fürsten war heut wie überschattet und verschleiert; seine ganze Haltung zeugte von einem gewissen Drucl, der auf ihn lastete, so daß sich auch der Jubel des Volks in banges Schweigen vermandelte.

In diesem Augenblick erhob sich am rothen Gatter, dort wo die Hellebardiere die Worte vor dem Andrang des Volkes bewachten, ein lauter Wortwechsel und vielstimmiger Streit. Eine Schaar angesehener Matronen wurde sichtbar, die von

einem alten Herren geführt wurden und Einlaß begehrten, während die Hellebardiere denselben in borscher Weise verweigerten und mit gekreuzten Palmen schäftten der Hellebarden rücksichtslos die Menge zurückdrängten.

Der alte Herr mußte von vornehmerm Stande sein, denn er trug einen olivenfarbigen Sammetrock, der am Kragen wie an den Ärmeln mit goldenen Palmen gestickt war. Auf der Brust hing eine schwere goldene Kette, auch der bortenbesetzte Hut trug ein dreiseitiges Band mit einem Strauß Nessel geziert. Die gebeugte und unsichere Haltung des alten Herrn ließ vermuthen, daß er blind war; mehr noch sprach dafür der junge faltendüggige Butsch, der ihn am Arme führte.

„Wie denn aber, kennt man mich in Weimar nicht mehr?“ ließ sich die Stimme des Alten vernehmen. „Ein comas galatinus und fürstlich Sächsischer geheimer Secretarius und Archivarius Georg Neumark und dies ist Hofrath Doctor Werbel aus Jena. Wir begehren zum Ordensfest. Macht Raum.“

Sofort schulterten die Hellebardiere ihre Waffen und traten zurück, um die beiden Herren eintreten zu lassen. Bevor es aber verhöndert werden konnte, war zugleich jene Schaar von Matronen und jüngeren Frauen eingedrungen, unter den letzteren zwei Mädchen gestalten in tiefer Trauer, nämlich Veronica und Concordia Kämmerer, die zusammt den anderen Frauen mit den Archivarius gekommen waren.

Ja, das hatte sich unerwartet gestaltet. Gerade als Doctor Werbel vorhin zu seinem treuen Freunde Georg Neumark eintrat, hatte sich der greise Hofpost zum ersten Mal seit langer Zeit in sein kostbares Staatskleid geworfen und stand mit Perücke und Degen zum Ausgehen gerüstet, umgeben von Frauen.

„Endlich kommt Ihr, alter Freund,“ hatte er ihn begrüßt. „Nicht wahr, Ihr seid, wie ich vernommen, der Anwalt und Weisand der unglücklichen Familie Kämmerer. Keinen vortrefflicheren hätten sie finden können, aber zwei Säulen tragen noch besser. Wisset denn, diesen Liebedienst habe ich nun auch noch auf mich geladen. Dank jenem jungen Bant da, der mir keine Ruhe ließ, bis er mich alten Mann nun gänzlich hinein-gewickelt.“

„Da sind die beiden ältesten Töchter mit ihren Nachbarinnen und Bürgerfrauen, und das ist die Jüngste da, das Wettermüdel, so heimlich beim Syndicus Krausfeld hauset, denn sie sind ihr immer noch auf der Spur.“

„Nun, da ist sie gut aufgehoben, bleibt auch heut still zu Hause, indef wir unser Heil versuchen wollen bei Hof. Dazu brauch ich aber auch Euch, denn Ihr seid in denen Rechts-sachen bewandert, so mir gänzlich fremd und odios siad. Ich sag Euch ein Mehreres unterwegs davon. Kommet denn vorwärts, ehrensame Frauen. Hüthe mich, Hans Melchior, aber langsam und fürsichtig; allein würd' ich mich nimmermehr des Weges getrauen.“

So war der edle Georg Neumark mit seinem Gefolge an das Gatter gekommen und hatte seinen Einlaß durchgeseht. Sammlliche gleichzeitg Eingebürgene schlossen sich nun ängstlich an die beiden voranschreitenden Herren und bewegten sich zum französischen Schloß zu.

Schon drohte sich der Tumult zu erneuern, denn die Hellebardiere wollten Einsprache gegen die Unberufenen erheben, da gebot eine höhere Hand Einhalt. Ueberhaupt war der Erbprinz Wilhelm Ernst Zeuge des Vorgangs gewesen und jetzt, als die pflichttreuen Hüter ihres Amis warten wollten, wünte er ihnen ab, zurückzutreten. Er selbst aber erwartete stauend die Herrnamahenden, ja bevor sie ihn noch erreicht hatten, ging er ihnen einige Schritte entgegen.

„Was muß ich sehen, mein lieber würdiger Archivarius, Sie selbst! Wie geht es mit den Augen Eurer Liebden? Wie wir hoffen wollen, besser. Wir haben Eure Dankschreit mit Wohlgefallen aufgenommen. Kann Euch dasselbe von meinem Herrn Vater berichten. Mögen noch lange Jahre dem Sprossen-den gegönnt sein!“

Georg Neumark verbeugte sich tief, ohne in seiner Bewegung sofort das rechte Wort zu finden.

„Nun, was ist Euer Anliegen heute?“ begann der Erbprinz abermals. „Ah, ich errathe,“ sagte er lächelnd, indem er das Feierkleid des alten Herrn bemerkte. „Das Gerücht vom Lebensfest scheint in Euer stilles Idyll gedrungen zu sein. Seid versichert, Würdiger und Götterer, daß man Euch deshalb gewißlich und sonderlich berufen haben würde, Euch den Förderer und die ruhmvolle Säule des Ordens, aber ich befehle, wir werden sobald nicht zum Aufendienst kommen.“

Wieder verbeugte sich Georg Neumark.

„Fürstliche Hoheit, solche Erfüllung des letzten Lebenswunsches wäre zu schön gewesen. Indes, wenn man selbst resigniren muß auf Heil und Fortun, kann man immer noch für Andere wirken.“

„Also für wen, mein Ehrenwerthester?“

„Halten zu Gnaden, Hoheit,“ antwortete Neumark und seine unsichere Haltung gewann Kraft und Festigkeit. „Wenn es keine Gerechtigkeit mehr giebt an den Stätten des Rechts, muß man direct appelliren an den Vater des Landes. Wir hoffen, daß Seine hochfürstlichen Gnaden der Herr Herzog selbst in eigener Person heut herabsteigen würde. Nun ist es sein glorreicher Sohn und zu ihm erheben wir unsere schwebenden Stimmen.“

„Macht Eure Sache ein wenig kürzer,“ unterbrach ihn der Erbprinz. „Wer sind die Frauen?“

„Fürstliche Hoheit,“ fiel jetzt Doctor Gerbel ein, „es ist ein Unrecht geschehen, das zum Himmel schreit und vielleicht schon ein Menschenleben gekostet hat. Wir wissen in unserer Noth keine höhere Instanz mehr als den Thron.“

Der Erbprinz Wilhelm Ernst stand einen Augenblick unerschlossen und runzelte die Brauen.

„Herzogliche Gnaden begeben sich zur feierlichen Versammlung,“ sagte Georg Neumark. „Wir dürfen uns nicht

unterwinden dero kostbare Zeit um eine Minute zu lang, wenn es nur gewiß wäre, daß wir später gehört würden.“

„Später, so es sich wirklich um ein Menschenleben handelt, mein, dann lieber sogleich,“ und er wandte sich an einen Herrn seines Gefolgs.

„Lieber Thängel, wollen Sie dort einstweilen mein Säulen-excursionen, aber der Noth ist uns näher als Purpur und Gold!“ Dann zu Neumark und den Frauen: „Folget uns, ich will Euch hören, nicht hier, aber dort.“

Eilig schritt der junge Fürst voran und so kam man bald aus dem Gesichtskreis der Gaffer und Späher. Rasch waren die grünen Torusgänge des Gartens zurückgelegt. Jetzt schritt man an Liebener Borwerk vorüber und eine kleine Anhöhe hinauf, wo sich umgeben von schattigen hohen Linden das sogenannte Lindenhäuschen erhob, ein leichtgebauter lustiger Thron mit zwei offenen Wendeltreppen, die zu einer überdachten Plattform emporführten, wo sich eine reizende Aussicht über Wald und Hügel bot. Der völlig einsame und versteckte Lustplatz bildete eine der gerühmtesten Hauptzierden des welschen Gartens.

Der Erbprinz Wilhelm Ernst, der im Gehen die Unterredung theils mit Neumark und Gerbel, theils mit dem Kanzler Happe fortgesetzt hatte, blieb jetzt stehen, um die mitwandelnden Frauen herankommen zu lassen, die ängstlich und ehrsüchtig gefolgt waren.

„Wer sind die beiden Jüngeren dort in Trauer?“ fragte er.

„Fürstliche Hoheit,“ erwiderte Georg Neumark, „es sind die beiden ältesten Töchter der unglücklichen Frau Kämmerer, die nun bereits lange Monate im Gefängnisse schmachtet.“

Der Erbprinz sah fragend auf seinen Begleiter.

„Es ist die verwünschte Proceßsache, Hoheit,“ erklärte der Hofrath Happe, „noctius der neueste Hexenproceß.“

(Zerlesung folgt.)

Das Weib des Verurtheilten.

(Mit Illustration.)

„Vorbei — vorbei — Nach langen Wochen
Des Kammers und der Kesseln Schmach
Ist ihm das Urtheil nun gesprochen
Und nah ist ihm sein letzter Tag.“

„Ach, manches Jahr hab ich gerungen
An seiner Seite mit der Noth,
Bis das Verbrechen ihn bezwang,
Und dafür leidet er den Tod.“

„Er muß die schwere Schuld bezahlen,
So will es des Gesetzes Recht,
Doch frag ich mich mit tausend Qualen:
O Gott, warum war er so schlecht?“

„Er jog uns mit in das Verderben,
Die Schande drückt so schwer, so schwer!
Ich möcht' am liebsten mit ihm sterben,
Dann gäb' es kein Erinnern mehr.“

„Ich kann vor Thränen nicht mehr sehen,
Ich weiß nicht mehr: ist's Tag, ist's Nacht,
Ob draußen Frühlingwinde wehen,
Ob warm die liebe Sonne lacht.“

„Nicht glauben kann ich mehr und hoffen,
Nicht beten mein verweifelnd Herz;
Kein Friedlich Heim ist mir noch offen
In dieser Welt voll Gram und Schmerz.“

Da schlägt gleich wie ein himmlisch Erleuchten
Ein heller Lachel an ihr Ohr:
Das Kindlein, das zu ihren Füßen
Froh spielt, saucht zu ihr empor.

Und durch der armen Mutter Klage
Dringt einer innern Stimme Auf:
„Um dieses Kindes willen trage
Was dir das Schicksal Schweres schuf“

„Und wenn dich nichts an's Leben bände:
Dies Kind, ein Engel, bindet dich,
Und seine lieben kleinen Hände
Umsahn dich süß und minniglich.“

„Gott lebt! Du mußt zum Himmel schauen,
Dort glänzt auch dir ein Hoffungsstern,
O halt' nur fest und hab' Vertrauen,
Dann ist sein Trost dir nicht mehr fern.“

„Nun salte betend deine Hände
Und sey: „Vergieb mir meine Schuld!
Du meines Kindes Haupte wende,
Gott, behne treue Vaterhuld!“



Das Weib der Beurtheilten. Originalzeichnung von E. von Feinburg.

Meines Lebens Roman.

Von E. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Wir standen vor meiner Wohnung, wie einst, und doch wie anders, abermals! — Heute bot er mir seinen Schutz nicht an: er mochte bemerken, daß ich mich selbst zu schützen im Stande sei; er mochte auch denken, daß die Sängerin, welche in dem elegantesten Viertel von Ems Wohnung genommen, frei von Noth und Sorge war.

Und darum bot ich ihn heute, mich zu besuchen; ich wünschte ihm dankbar zu sein, wie jetzt die Dinge standen, konnte ihm mein Haus etwas bieten.

Und am Mittag schon kam Herr von Langen. Er entschuldigte sich lachend; warum sollte er seinem guten Stern nicht dankbar sein, der ihm, noch ohne Bekannte hier, gleich am ersten Morgen mich und meine Gesellschaft in den Weg geführt. Er liebte das Alleinsein nicht; er war so gewöhnt an den Umgang mit gebildeten Frauen, die Häuslichkeit, das Leben in der Familie, früher bei den Eltern, jetzt im Regiment bei den Kameraden.

Das konnte es mir denken, wie er mit seinem Wesen, so offen und ehrlich und doch so gewandt und elegant, so sicher und schlagfertig, und doch so zart und rücksichtsvoll, so stolz und fest, und doch so anspruchlos und bescheiden, — mit der sonnigen Laune, bei ihm der Spiegel einer, trotz seiner dreißig Jahre fast kindlichen Seelenreinheit und eines treuen Gemüthes, in jedem Haus willkommen war! Auch Tantschen war von ihm entzückt. Sie war es, die Herrn von Langen einlud, an der Fahrt Theil zu nehmen, für welche der Wagen, am Morgen bestellt, am Spätnachmittag eintraf. Und nun fuhren wir dahin in dem lieblichen Thatal und mit seinem erquickenden Grün, nach Rastau: Tantschen, Hilmar und ich. Wir kehrten zurück am Abend, und lauschten der Musik unter den süß duftenden Linden, nahe der Bahn, hüben und drüben dicht besetzt mit den funkelnden Lichtern der Laternen und der Willen: ein reizendes Bild! Dann brachte uns Herr von Langen nach Haus. Es war ein schöner Tag!

Von nun an war Hilmar unser täglicher Gast. Und wie schön war es hier in Ems! Wie schnell hatte ich vergessen, was mein an Kampf und Leid gewesen, — daß überhaupt Kampf und Leid in der Welt! Ich fühlte nur noch die Wärme des Lebens, daß Alles, was ich bisher empfunden, matt schien gegen das, was ich jetzt empfand! „Einmal muß es kommen, das Glück!“ — Jetzt — es strahlte mir entgegen aus den sonnigen Augen, dem sonnigen Antlitz meines Begleiters, wo immer ich ging; unter den goldblühenden Linden, im dunklen Waldesgrund, auf der Höhe der Berge, schaukelnd im leichten Kahn auf den grün schimmernden Wellen des Rheines, wenn wir vorgezogen unser Souper in Lohndstein oder Walluf zu nehmen, anstatt in dem Stutzgarten von Ems oder zu Haus auf der Berando.

Der sah ich das Glück nur, weil es mir lebend, Alles mit seinem Licht beleuchtete, und sah darum den Schatten nicht, der trotz der gleichbleibenden Heiterkeit zuweilen über Hilmars Züge flog; die kleine Falte, die sich dann über sein Auge legte, gerade wie es bei mir gewesen, als ich in Kampf und Leid, in Schmerz und Noth mich befand?

Doch eines Tages mußte ich die kleine, feine Linie sehen, die sich auffallend während unserer Unterhaltung vertiefte. Wie lassen, wie gewöhnlich das Morgencconcert zu hören, auf einer der zahlreichen Bänke der Promenade. Tantschen äußerte den Wunsch, heute das Theater zu besuchen.

„Was giebt man?“ fragte ich.

„Minna von Barnhelm,“ antwortete Hilmar.

Ein ablehnender Ausruf kam über meine Lippen.

Er sah mich an, erstaunt. „Fräulein Waldau, Sie, mit Ihrem geschulten Geschmack, verschmähen das Kostbarste unserer Lustspiele!“

„Der Tellheim ist mir immer langweilig gewesen!“

„Es scheint, Sie lieben die tugendhaften Helden nicht?“

„Doch — aber ich liebe auch die Wahrheit, nicht die Bräuerie, die unnütze Qualen schafft.“

Wieder sah er mich an, erstaunter diesmal noch — und lebhafter fuhr ich fort: „Was ist denn die äußere Stellung eines Mannes der Frau gegenüber, welche liebt? — Ist er verkannt, wird es sie nicht um so mehr drängen, ihm die Achtung der Welt zu ersetzen? Ist er im Unglück, wird sie nicht um so schneller eilen, ihm Trost und Hilfe zu bringen? Und sagen wir es frei heraus, hat er Schulden — warum soll er nicht zuerst bei ihr —“

„Halten Sie ein, Fräulein Waldau!“ Tief lag jetzt die Falte auf seiner Stirn. „Das verstehen Sie nicht! Es ist ein unehrerhohes, bitteres Gefühl für den Mann, von seiner Frau abhängig zu sein!“

„Abhängig? — O ihr stolzen Männer! Was kann sich denn eine Erbin Besseres erkaufen mit all ihrem Gelde, als die Ruhe, den Frieden Dessen, den sie liebt? — Für Alles was sie geben kann, empfängt sie tausendmal mehr in seinem Glück, in seiner Liebe! — Wahrhaftig, ich denke es ist nicht mehr prübe, es ist grausam, sich da abhängig zu fühlen, wo man glücklich macht, nicht da anzunehmen, wo man doch nur giebt.“

Und die Falte war verschwunden; sonnig strahlten sie wieder, die dunklen Augen. „Sie haben Recht, Fräulein Waldau: wenn er sie liebt.“

„Aber er liebt sie ja,“ unterbrach ich ihn.

„Wer?“

„Nun, der Tellheim!“

„Ach so! Duittiren wir ihn,“ bat er mit launigem Tonfall, „und gehen lieber an den Rhein. Der Tag ist so herrlich! Der Abend muß köstlich werden!“

„Gut,“ meinte ich.

Auch Tantschen war damit zufrieden. Dann schlug ihr Badestunde, sie rüstete sich zum Gehen. „Du bleibst noch ein wenig?“

„Ja, Tantschen!“ Das Duett des zweiten Actes von Gounods Romeo, die Volconscene, den man auch ein einzig großes Duett der Liebe nennen kann, stand noch auf dem Concertprogramm. Ich wünschte es zu hören; es war mir neu, und ich war begierig zu erfahren, ob es dem leidenschaftlich glühenden und doch idealen, sicher dem idealsten der modernen Tonidichter Frankreichs möglich gewesen, sich hier noch zu einer höheren Leistung auf dem erotischen Gebiete herauszuschwingen?

Hilmar begleitete Tantschen die paar Schritte bis zum Curhaus; dann kam er zurück. Die Musik hatte begonnen. Schweigend setzte er sich neben mich und schweigend horchten wir den Tönen der Liebe, welche das Duett in Faust allerdings an Gluth, Macht und Gewalt der Leidenschaft weit übertrug; die aber, was ihnen an großartiger Pracht abgeht, durch warme, innige, süße Empfindung ersetzen, das Herz mit einer reinen, fast heiligen Nahrung füllen.

Ich war entzückt davon und blickte zu Hilmar auf: er sollte mir applaudiren helfen! — Er schien zerstreut; ich wollte ihn darum fragen — da schritt der Briefbote über den Weg, er kannte mich schon und gab mir meine Briefe. Einem derselben konnte ich nicht widerstehen. „Pardon“ — meine Finger erbrachen das Couvert. Dann sagte ich: „Herr von Langen, morgen Abend hole ich Mama und Schwester Lisa von der Bahn.“

Er war auf deren Besuch vorbereitet. „Mit welchem Paar kommen Frau und Fräulein Waldau?“

Ich lachte hell auf — Mama und Lisa würden sich bedanken und ich — wir bleiben doch immer schwache Menschen. In diesem Moment war es mir doch lieb, ihm sagen zu können: „Mama ist die Generalin von K.“

„Erstamlich!“

„Daß ich Sängerin geworden? Verachten auch Sie meinen Beruf?“

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen Gelegenheit gegeben, das zu denken!“ klang es empfindlich.

„Mein Herr von Langen.“ Ich bereute jene Frage und bot ihm meine Hand.

Er nahm sie, einen Moment nur. Wir sprachen von etwas Anderem. Doch er war nur halb engagirt; es schien, meine unerwartete Mittheilung beschäftigte seine Gedanken.

„Sie waren arm?“ fragte er plötzlich.

„Ja.“

„Das gewöhnliche Schicksal der Töchter und Söhne unserer älteren Militärs!“ Wie in seinen Gedanken vertoren, stieß er den kleinen Spazierstock in den Kiez zu unseren Füßen und schleuderte Steinechen über den Weg. „Jetzt sind Sie reich,“ sagte er, noch wie in jenen besungen, mehr zu sich, als zu mir.

„Ja“ antwortete ich.

Und abermals flog ein Schatten über sein Antlitz, legte sich die seine Falte tief auf seine Stirn — dann verschwanden wieder beide — er lächelte, — diesmal fast wie zufrieden. „Glauben Sie an Bestimmung?“

Wunderbar! Auch mir war einst die gleiche Frage durch den Sinn gezogen, bei seinem sonnig-heitern Wort — jetzt beschwor sie auch bei mir trübe Erinnerungen herauf. „Ich glaube, daß Alles was geschieht, geschehen muß,“ gab ich ernst zurück, „daß es sich aus dem einmal Gegebenen entwickelt, wie es dieses bestimmt. Wenn Sie das Bestimmung nennen: ja!“

Er schwieg. „Ich werde morgen auf einige Tage verreisen müssen,“ unterbrach er dann eine lange Pause.

Jetzt war das Erstaunen an mir. „Trotz Ihrer Cur?“

Herr von Langen hatte ganz kürzlich eine Diphtheritis überstanden und sein Arzt ihm einen längeren, sorgfältigen Gebrauch der Wasser von Ems empfohlen.

„Meine Pferde rennen in Baden-Baden. — Habe ich Ihnen schon einmal erzählt, daß ich mich am Sport betheilige. Nicht?“

Ich wußte nichts davon.

„Dann,“ fuhr er fort, lassen Sie mich es Ihnen sagen.

Papa war ein engagirter Sportsman. Bei seinem Tod — es sind jetzt zwei Jahre, übernahm ich unsere Pferde und damit Verpflichtungen, Sorgen.“ Die Falte grub sich von Neuem auf seiner Stirn ein, tief, tief! — „Doch warum uns den schönen Morgen trüben,“ er lächelte schon wieder hoffnungsfroh: „der Wettschicks, der Nappe, auch der Schimmel: sie müssen siegen! — Dann lehre ich heiter zurück! Interessiren Sie sich für den Sport, Fräulein Waldau?“

Wohl war mir, aufgewachsen in den Kreisen des Adels und Militärs, in welchem damals wie jetzt der Sport zu Haus, das Interesse an demselben nicht fremd; in diesem Moment aber interessirte mich nur sein Schicksal, welches mit jenem verknüpft zu sein schien, um dabei zu verweilen. Ich fragte nach seinen Pferden. „Sind englische Race; auch der Trainer war gut, eines wollte er selbst reiten im Herren-Steeplechase, erzählte er mir mit leuchtenden Augen.“

Und — dennoch, warum kamen mir nur immer so leicht trübe Gedanken, seitdem ich meinen Kampf um's Dasein gekämpft.

„Wenn Sie nun nicht siegen, Ihre Renner?“

„St!“ wehrte er schnell, sein Antlitz war dunkel — ach, es war jemand zwischen ihn und die Sonne getreten.

Ich blickte auf — da, gerade wo sie ihren Weg zu uns durch die Blätter der Linden gefunden, stand Herr von Stendorf, mein früherer Intendant. Ob er länger schon hier in der Nähe uns zugehau, uns zugehört, ob er erst eben gekommen — ich weiß es nicht. Ich erschraf bis zum Tode unter seinem Blick.

„Was ist Ihnen?“ fragte Herr von Langen.

Erstaunt sah er in meine bleich gewordenes Gesicht — folgte er meinem Auge, starr auf jene Erscheinung gehetzt.

„Nichts, nichts!“ stammelte ich. „Ich möchte nach Haus gehen.“

Herr von Stendorf hatte, sobald ihm Hilmar's Blick nur gestreift, sich sofort umgewandt: er wollte augenscheinlich nicht von diesem gesehen sein.

„Stehen Sie in irgend einer Verbindung mit diesem Herrn?“

„Nein.“ — Gott sei Dank, das war keine Lüge!

„Hat er Sie beleidigt? Kann ich Sie schützen?“

Hilmar's Fragen folgten sich schnell.

„Danke, Herr von Langen,“ sagte ich einfach. „Ich stehe allein in der Welt. Der Schutz einer einsamen Frau, wenn sie eines solchen bedarf, ist auch besser sie selbst als ein Mann, so jung oder so alt wie sie.“

„Allerdings, wenn Sie ihm kein Recht dazu geben wollen!“ Er schien verlezt. „Ich dringe nicht in Ihre Privatangelegenheiten.“

„Herr von Langen!“ rief ich außer mir.

Der Ton meiner Stimme schien ihn zu verfühnen. „Verzeihen Sie, Eugenie,“ sagte er weich — er nannte meinen Namen zum ersten Mal — „aber ist es nicht ärgerlich, daß man Ihnen so gar nichts sein, so gar nichts geben kann?“

„Doch, Herr von Langen,“ sagte auch ich weich wie er, „Sie können mir viel geben, wenn Sie an mich glauben, heute und immer; wenn Sie mein Gedemüth schätzen in sich, wenn jemals dieser Mann, irgend Jemand zu Ihnen von mir spricht.“

Hilmar stuzte; er blickte finster drein — doch nur einen Moment; dann sagte er einfach, innig: „In meiner Seele sind Sie selbst der beste Schild, der jeden Angriff parirt; ich glaube an Sie!“ Tief über mich neigte er bei den Worten sein Haupt.

„Und Sie kommen wieder, im Unglück wie im Glück?“ fragte ich fast unbewußt.

„Ich komme!“

Da aber erschienen Spaziergänger, eine Dame mit zwei Kindern. „Permettoy-moi de prendre cette place,“ sie deutete auf den leeren Sitz neben uns.

Hilmar hob sein lockiges Haupt; die sonnigen Augen, die eben mich nur angeblickt, sahen die Fremde an; — der Himmel mit seiner Bläue, die Linden mit ihren goldig schimmernden Blüten und ihrem süßen Duft hatten für mich all ihren Reiz verloren: wir waren aus der Stimmung gekommen! Ich stand auf, der Französin das Feld allein zu überlassen; Hilmar trat an meine Seite, mich wie gewöhnlich nach Haus zu begleiten.

In dem Moment stürzte ein kleiner, schmaler Herr, lebhaft gestikulierend, auf uns zu. Es war Signor Padetto, ein Weiger von anständigem Ruf. Vor Jahren hatte ich meinen ersten Concert in Boston als Magnet gebient, und damit ihm den Weg zu weiterem Erfolge dort gebnet; er blieb mir immer dankbar dafür. Er hatte meinen Namen in der Curliste gelesen und erfahren, daß ich auf der Promenade sei.

Ich stellte die Herren einander vor. Hilmar schien das abermalige Dazwischentommen eines Fremden unangenehm, doch vermochte das nur ich, die ich in seinen Zügen lesen gelernt, zu bemerken; er hatte viel zu gute Manieren und auch ein viel zu gutes Herz, um seine Verstimmung dem Signor Padetto entgegen zu lassen. Dieser überreichte mir jetzt ein brillantes Bouquet, Rosen und Heliotropen, meine Lieblinge, wie er sich erinnerte: er hatte mich mit ihnen beglücken wollen. Neben den hier in seltener Pracht und Fülle zusammengewundenen Blüten fielen die wenigen, die ich in meiner Hand hielt, Hilmar's Geschenk, daß er mir, der Cavalierste des Bades folgend, täglich gab, ziemlich ab. — Ob ihn auch das verletzete? Ein Schatten flog über seine Stirn. — hätte ich ihm doch sagen können, daß sie nur so schienen, denn wir waren sie tausendmal lieber, als jenes prächtige Bouquet.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt auf den Rigi.

(Mit Illustration.)

Seitdem ein kluger Ingenieur für die Eisenbahnen das Zahnrad erfunden hat, giebt es für Touristen, welche ohne Mühe und Anstrengungen auf gewisse Höhen gelangen wollen, die sonst nur mit Lebensgefahr zu erklimmen waren, keine Schwierigkeiten mehr. Die Zahnradbahn führt sie mit Leichtigkeit auf den Fingern des Dampfes hinauf. Zu diesen Höhen gehört der Rigiwald im Kanton Schwyz, einer der besuchtesten Berge der Schweiz. Früher nur zu Fuß, zu Pferde oder in Trageseilen zu besteigen, ging diese Besteigung langsam vor sich, und doch beteiligten sich beispielsweise im Jahre 1870 etwa 40 000 Personen an dieser Aufsteigung. Dagegen erhöhte sich diese Frequenz nach Anlegung der Zahnradbahn im Sommer und Herbst 1882 auf 129 543 Personen mit 439 860 Kilogramm Reisegepäck.

Außerdem aber giebt es noch immer viele Personen, welche als echte Bergsteiger alle Fahrmittel verschmähen, und von Immenegg, Altschachen, Weggis und Gersau aus erfolgt die Aufsteigung überhaupt noch nach alter Weise.

Man fährt per Bahn von Zürich über Zug nach Arth-Waldau, oder über Rothkreuz nach Arth und Goldau auf den Rigiwald. Nachdem der Zug auf ersterer Linie Mitteln erreicht, umgeht er über Urdorf und Biemondorf im weiten Bogen den Leihberg und kommt demselben auf der westlichen Seite so nahe, daß dessen Berggipfel in geringer Entfernung in ihren einzelnen Theden zu erkennen sind.

Im Eisenbergstunnel vor der Station Bonstetten erreicht der Zug die höchste Stelle der Bahn (530 Meter ü. M.).

Die Fahrt durch das ziemlich hoch gelegene Gelände des sogenannten Knonauer-Amtes ist bei hellem Wetter auferst lohnend. Bei der Station Hedingen erschließt sich ein prächtiger Ausblick zwischen den vorgeschobenen Köpfen des Appenzelberges, dem jähigen Pilatus und der herrlichen Pyramide des Rigi hindurch auf die Hochalpen des Berner Oberlandes, und links bilden über grüne Vorberge die Schneegipfel der Urner- und Glarnergebirge herüber.

Die Stationen, an denen der Zug vorbeifährt, sind Bonstetten, Hedingen, Alsfelden und Knonau, bei wovon letzterer wir das Gebiet des Kantons Zürich verlassen, um dasjenige von Zug zu betreten. Bald glitzert ein blauer See zwischen den Bäumen hindurch, es ist der Zugersee, dessen Ufer wir nach wenigen Minuten erreichen, um demselben entlang in östlicher Richtung nach der Station Zug zu fahren.

Die Fahrt über den idyllischen See von Zug bietet einen seltenen Genuss. Kein anderer See der Schweiz vereinigt in sich so viel Lieblichkeit und solchen Zauber köstlicher Stille. Das Hochgebirge blickt zwischen den Vorbergen freundlich hindurch und scheidet den Frieden der Landschaft nicht durch seine gewaltige Macht, wie das bei andern Gebirgsseen der Fall ist.

Wenig bei der Abfahrt vom Ufer erfreut unser Auge ein einzig schönes Bild. Wir sehen vor uns das alte freundliche Zug, ein Städtchen das im lapidaren Grün seiner Umgebung beinahe verborgen ist. Am östlichen Ufer gleiten die Häusergruppen Rast, St. Carl, das

Dorf Oberwyl, die Häuser von Trubikon, Otterswyl mit Kapellen, und im See ein kleines Felsen-Eiland an uns vorüber. Letzteres trägt ein einfaches Kreuz zum Andenken an zwei hier verunglückte Schiffer. Diese Partie findet ihren Abschluß im Ufosa-Wald, welcher für die nun folgende Meerestrede die kalten Wälder abbaut und ihr damit fähliche Wärme und Vegetation verleiht. Vor Altschachen erhebt den Blick der gleich einem Vorposten in's Land hinausgeschobene Rigi, unser Hauptziel, dessen höchster Punkt, der Kulm, mit seinen Bräutertanten frei in den blauen Aether auftrug. Bei der Einfahrt in den sogenannten oberen

oder Arthsee-See grüßt am südlichen Ende des Sees der schwyzerische Biedler Rath herüber.

Arth hat eine stattliche Kirche, ein Kapuzinerkloster und viele schöne Privatwälder. Es ist die Gemeinde, in deren Bereich der Rigiwald und die zahlreichen herrlichen Alpenweiden liegen, die den Rigi zu einem der ertragreichsten Berge des Schweizerlandes machen. Leppiger Baumwuchs schmückt die Thäler, Wald zieht sich an den Hängen zu beiden Seiten des Thales am Rigi sowohl als am Hochberg hinauf, den unheilvollen Gefellen, von dessen mörderischen Gebahren wir bald graue Spuren sehen werden. Der Bahnhof der Arth-Rigi-Bahn liegt unweit des Landungsplatzes der Dampfboote und ist freundlich eingerichtet.

Durch schönes Thalgelände zieht sich die Bahn an Ober-Arth vorbei nach Goldau hin; bis dort ist sie Thalbahn und wird mit Thalbahndampfmotiven betrieben.

Der Reisende, welcher die zweite Tour machen will, d. h. die Fahrt per Bahn nach Arth-Waldau der Fahrt über den Zugersee vorzieht, bleibt auf der Station Zug im Wagen sitzen und fährt dem nördlichen Ufer des genannten Sees entlang durch freundliches Gelände über Uster nach der Station Rothkreuz.

Von Rothkreuz geht es auf der Gotthardbahn bis Goldau in einer höchst malerischen Gegend. In Goldau beginnt die Arth-Rigi-Bahn nach dem Rigiwald.

Die Bahn zieht sich durch das Thal von Arth, über das Trümmersfeld von Goldau nach der westlichen Bergkette am Fuße der Rigi-Schneide und steigt dann Schritt für Schritt am rechten Abhang des Rabach-Tobelns über die Nagelstuhlwände empor, gelangt über Altschachen auf den Berggipfel Rigi-Staffel, von wo sie den Gipfel des Berges, Rigi-Kulm, vollends erklimmt. Die Linie Arth-Rigi-Kulm hat eine Länge von 11 477 Meter, wovon die Strecke Arth-Goldau mit 2818 Meter eine Thalbahn ist und mit eigener Thalbahndampfmotiv betrieben wird.

Die Linie hat drei Tunnel: den Mühlebühl-Tunnel, 39 Meter lang, den Rothbühl-Tunnel, 62,7 Meter lang und den Fieberwäld-Tunnel mit 40,88 Meter Länge. Eisenne Brücken sind sieben: drei befinden über den Rabach von je 13,2 Meter Länge und 12 Meter Spannweite, die Brücke über die Schwyzerstraße von 10,88 Meter Länge und 9,08 Meter Spannweite, sowie die drei Hüttenbrücken über den Hüttenbühlbach, den Dörsenbach und Schiffsbach von je 33 Meter Länge und 30,5 Meter Spannweite, auf einem eisernen Pfeiler auf Eisen-



Die Zahnradbahn auf den Rigi. A. an der Krätzelwand.

(Aus „Europäische Wanderbilder“.)

Ueberdies hat die Linie eine Menge Kunstbauten, größere und kleinere Durchlässe etc.

Die Bergbahn-Locomotiven sind nach einem vervollkommenen System (Patent Riggenbach und Fiskotte) vom Vater dieser Bergbahnen und

großen und eines kleinen Personenwagens mit 72 Personen sammt Gepäck, eventuell 84 Personen ohne Gepäck, mit einer Bruttozulast von ca. 13 000 Kilogramm.

Die Kraftentwidelung der Locomotive geschieht durch Eingreifen des

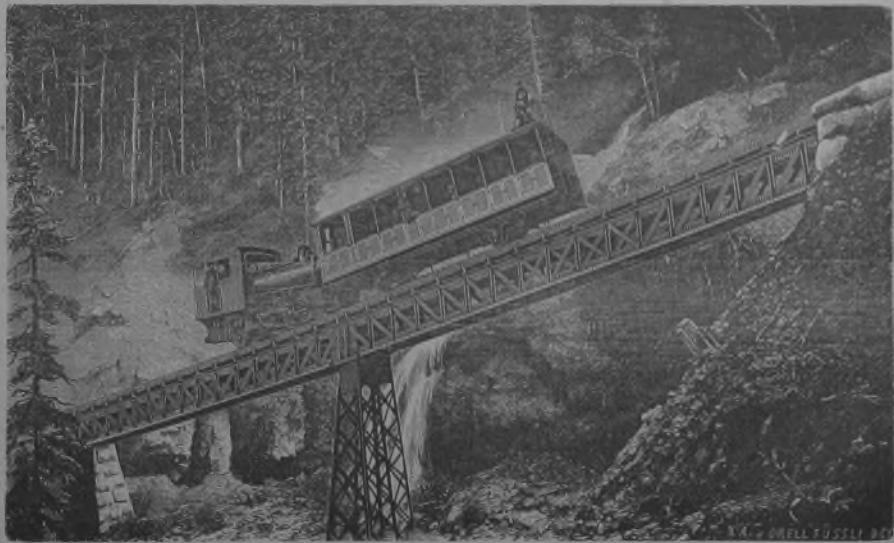


Arth am Zuger See. (Aus „Europäische Wanderbilder“.)

ihres Betriebsmaterials, Director Riggenbach in Olten, in der Maschinenfabrik der Internationalen Gesellschaft für Bergbahnen in Karau erstellt worden.

Die Bremsvorrichtungen an der Locomotive gewähren dreifache

Zahnrades in die Zahnflanke und vermittelst der Kurbel und Triebachse, inklusive der Zahnrad-Übertragung im Verhältnis von 1 : 2,4. Das große Zahnrad der Triebachse hat einen Durchmesser von 1,055 Meter, einen Umfang von 3,3 Meter und 33 Zähne. Dieses



Die Zahnradbahn auf den Aigi. Ueber den Rothensulzbach. (Aus „Europäische Wanderbilder“.)

Sicherheit: 1. die Bremse des Locomotivführers, welche direct auf die Kurbelachse wirkt, 2. die Bremse des Heizers, welche auf die vordere Bremsachse wirkt, und 3. die Luftbremse, welche durch comprimirtre Luft in den Cylindern mittelst der Gefänge und der Zahnradübertragung direct auf das Zahnrad wirkt. Als vierte Sicherheit kann endlich auch der Contre-Dampf angewendet werden.

Die Leistungsfähigkeit der Maschine ist 160 Pferdestärkte. Die höchste Anforderung, die daran gestellt wird, ist die Beförderung eines

Zahnrades ist es, durch dessen Umtrieb die ganze Last auf der steilen Bahn befördert werden muß; dasselbe ist deshalb auch aus vorzüglichem Gußstahl hergestellt.

Auf die Minute Fahrzeit fallen hiernach 40,4 Umdrehungen des Zahnrades mit 133,3 Meter zurückgelegter Strecke.

Die Personenwagen sind zu beiden Seiten offen und nur mit Vorhängen zum Schutz gegen Sonne oder Regen versehen; die Vor-

und Rückwände bilden Fenstereinfassungen, so daß die Aussicht auf allen Seiten vollständig frei bleibt.

In der Vor- und Nachsaison, wenn es auf dem Berg oft sehr kühl ist, führt ein geschlossener, auf allen vier Seiten mit Fenstern versehener Bogen, so daß die Aussicht völlig ungehemmt bleibt.

Die eigentliche Bergfahrt ist außerordentlich lohnend.

Den Goldbau aus jetzt der Zug seinen Weg über das Trümmersfeld fort, übersteigt die Schwyzerstraße in 14% Steigung auf einen hübschen Viaduct und steigt gleich nachher den Berg hinan. Von hier an öffnet sich dem Reisenden nun jene prachtvolle Aussicht, welche sich bis zum Eintritt in den Rothenshub-Tunnel und besonders an der Kräbelwand aufwärts immer schöner und freier entfaltet. Rechts oben glänzt der Nigi-Kulm — weithin dehnt sich der Zugerssee aus und das Thalgebirge von Arth bildet den lieblichen Vordergrund.

Auf der Anhöhe rechts über dem Saum des Bergflurzes grüßt der Wallfahrtsort Steinerberg zu uns herüber: zu seinen Füßen liegt das Dorf Steinen mit der Stauffacherkapelle (Geburtsort Stauffachers). Hinter diesem erhebt sich der Kaiserstod über dem Morgarten (erste schweizerische Freiheitskämpfe 1315), rechts davon die riesigen Felspyramiden, die beiden Mythen (1815 und 1903 Meter ü. M.).

Rechts von den Mythen haben wir einen Einblick in's Quortal, welches durch den Markt der Müssen unter „Simorow“ im September 1799 über den Künzigs-Bach berührt worden ist. Hinter diesen Bergen erblicken wir die himmelstrebenden Gebirge von Glarus. Zwischen uns und den Mythen aber liegt das malerische Thal von Schwyz und der liebliche Zovergersee (450 Meter ü. M.) mit seinen hübschen Inseln. Auf der größten derselben, der „Schwanau“ sind die hohen Ruinen einer Burg sichtbar, welche am Neujahrstag 1308 durch Stauffacher und die Schwyzer zerstört wurde.

Vom Kräbel an gewinnt die Aussicht bei 20% Steigung mit jeder Umdrehung des Zahnrades an Reiz und Großartigkeit. Das Land öffnet sich gegen Norden weit hinaus und am Horizont tauchen immer neue Berggipfel empor. Staunend schauen wir vorwärts, denn wir befinden uns vor einer der bedeutendsten Leistungen der neuen Eisenbahntechnik, vor dem Wagnis der „Kräbelwand“. Die Kräbelwand ist ein in nordwestlicher Richtung liegender, senkrecht abfallender, bis zu 150 Meter hoher und 530 Meter langer Wagenschliffen, in dessen Abhang die Eisenbahnlinie eingeschnitten werden mußte. Zum Tracten der Linie mußten die Arbeiter hier an Seilen heruntergelassen werden, so daß das jeztige Bahnräde factisch nur mit Hilfe von Seilstrickseilen und Seilen zu erobern war.

Die Aussicht, auf dieser bergwärts senkrecht aufsteigenden und thalwärts senkrecht abfallenden Straße ist prachtvoll. Das Kether Thal liegt wie ein gestrichter Teppich zu unsern Füßen ausgebreitet. Ein über die Linie erbautes eisernes Dach dient nebst den vielen in Fels gehauenen Nischen zur Ableitung der Bergwasser. Mächtige, wohl 30 Meter hohe Stützmauern erhöhen die Solidität der auf festen Felsen ruhenden Linie. Noch einen Rückblick von der Kräbelwand, und wir biegen durch den Rothenshubtunnel in die Schlucht des Vobachthobels ein. Von der Aussicht in's Thal abgeschlossen, empfängt uns hier die prächtige Scenerie der Gebirgslandschaft.

Die Bahn führt durch Tannendunkel über den Rothenshub, nach der Ausweidestation Fruttli, 1150 Meter über dem Meer; von da durch den Fiederwald und den Fiederwald-Tunnel nach dem Luftcurort und Kapuziner-Posthof Klätterli Maria zum Schnee.

Vom Klätterli geht neuerdings der Berg hinan, die Vegetation wird spärlicher, der Baumwuchs ist nur noch durch weidliche Bergtannen vertreten. Die Bergweide ist jedoch ausgezeichnet und nährt eine Menge Vieh. Nigi-Kulm und der Curort Nigi-Scheibel (1648 Meter ü. M.) treten nun frei hervor und zwischen denselben erblickt man den Krang der Alpen. Der überraschendste Moment der ganzen Reise erwartet uns jedoch auf Station Staffel (1605 Meter ü. M.), welche wir in weitem Bogen zusehen.

Der Zug windet sich am hübschen Abhange des Bergfettes zwischen Nigi-Kulm (1800 Meter ü. M.) und Nigi-Rothstod (1663 Meter ü. M.) empor, und plötzlich enthüllt sich bei der Station wie mit einem Zauber Schlag die ganze Herrlichkeit jener Aussicht in die nördliche und östliche Schweiz, die man niemals wieder vergißt.

Bereint mit der an der Westseite des Berges über Staffelhöhe herankommenden Linie macht die Locomotive nun die letzte Anstrengung, und indem Bahn um Bahn in das eiserne Gebirg eingreift, hebt sich der Zug vollends zur höchst gelegenen Eisenbahnstation von ganz Europa, der Station Nigi-Kulm hinauf.

Die Kulm-Hotels, welche den Pariser Boulevards keine Lücke machen würden, liegen ganz nahe beim Stationsgebäude.

Der Nigi besteht aus einer Gruppe von Bergen, deren höchste Spitze der Nigi-Kulm ist (1800 Meter.) Weitere Höhepunkte des Gebirges sind: Hochstul (1702 Meter), Rothstod (1663 Meter), Döhlen (1681 Meter), Scheibel (1648 Meter), Tabatsgütsch (1576 Meter) und Schilt (1553 Meter). Die ganze Nigi-Gruppe, aus Nagelstul und Molasse bestehend, hat einen Umfang von ca. 57 Kilometern. In diesem Umkreis liegen zu Füßen des Berges 13 kleinere und größere Ortshäfen und es ist derselbe von den Gewässern des Vierwaldstätter, Zuger- und Zovergersee beinahe ringsum bespült. Seine Höhen tragen fruchtbare, durch ihre Klüftungen einträchtige Alpen, mit mehr als 200 Seennüben, welche jährlich über 4000 Stück Vieh Nahrung und Obdach gewähren. Nigi-Kulm ist der nördlichste und höchste Gipfel der Gruppe. Diese abgeforderte, auf allen Seiten freistehende, ganz West-, Norden und Osten steil abfallende Pyramide bildet oben am kleine mit Nesen bewachsene Hochebene, auf welcher sich das ganze herrliche Panorama in ununterbrochener Rundschau vor unseren Blick entrollt.

Wir entnehmen diese flüchtige Schilderung, die für Reisende nach der Schweiz eine Anregung sein soll, der Abtheilung „Arth-Nigi-Post“ in „Europäische Wanderbilder“, herausgegeben von Orest Büchi & Co in Zürich, welcher wir auch die trefflich orientirenden Illustrationen verdanken, und empfehlen bei dieser Gelegenheit wiederholt diese „Wanderbilder“ als die angemessene und sicher leitende Lectüre für alle Reisenden, aber auch für Solche, denen der Hochgenuß des Reisens versagt ist.

Die Tragödie Ludwigs II. von Bayern.

Ein Blatt auf's Grab des „königlichen Schwärmers“.

(Vortsetzung.)

(Mit Illustration.)

Daß König Ludwig die Nacht zum Tage machte und den größten Theil des Tages schlief, ist eine Sonderbarkeit, doch noch lange kein Beweis von Wahnsinn: es gab und giebt viele Gelehrte, Dichter u. s. w., welche mit Vorliebe Nächte hindurch arbeiten und den Tag über ruhen. Wohl aber war des Königs Gewohnheit für Andere oft mit Unbequemlichkeiten verbunden. Regelmäßig erlebte der König in der Nacht die Regierungsgeschäfte, las eine Menge Zeitungen mit großer Genauigkeit und ließ sich Berichte erstatten. Dann spielte er mit seinem Adjunkten Ward, und es kam einmal vor, daß er einem seiner erklärten Lieblinge auf der Stelle die Entlassung gab, weil der Name beim Willardspiel gänzte. War oft ist der Opernfänger Heinrich Vogl nach der Vorstellung von der königlichen Orde überfallen worden, um eine bestimmte Stunde der Nacht auf einem der Schlösser des Königs zu erscheinen, und der Sänger hatte dann Noth und Mühe, zur anberaumten Stunde auch pünktlich auf dem Plage zu sein. Er sang dann eine vom König „befohlene“ Arie und wurde darauf wieder nach seinem Heim zurückgeleitet.

Wehe und mehr zog sich der König auf seine Schlösser zurück, wo er ein einsames Leben führte. Er las sehr viel und machte Pläne zum wundervollen Ausbau seiner schon vorhandenen, sowie zur Anlage neuer Schlösser. So wurden Neuschwanau, Berg, Lindberhof ausgebaut, Herrenchiemsee, Neuschwanstein neu errichtet. Diese Bauten kosteten Millionen, und eine Zeit lang wurden die Gelder aus des Königs Staatskassen ohne Schwierigkeiten flüssig gemacht. Erst viel später, als die

mäxchenhafte Ausstattung der Schlösser immer neue Millionen verschlang und die Verwaltung des Hoftheaters in Folge der künstlerischen Neigungen des Königs immense Summen kostete, stellten sich Calamitäten heraus, die schließlich nicht mehr überunden werden konnten.

Aber noch eine ganze Reihe von Jahren verfas der König, trotz seiner Vereinfachung, seine Regentenspflichten in exacter Weise. So wie er in edler Freisinnigkeit stets die geeigneten Männer für die höchsten Staatsämter fand, wußte er persönlich weise Entscheidungen zu treffen und freche, unpartheiische, particularistische Zumuthungen immer mit königlicher Würde abzuwehren.

Trotz der Wunden, welche der Krieg 1866 Baiern geschlagen, und trotz der Uneinigung, welche die Bayern notorisch gegen Preußen boten und zum Theil noch heute hegen, ist König Ludwigs Bundesstreue stets über allen Zweifel erhaben geblieben.

Als im Jahre 1870 Frankreich an Preußen den Krieg erklärte, suchte der listige Napoleon zunächst Bayern von der deutschen Sache abzulösen. König Ludwig aber erklärte sofort dem französischen Abgesandten, daß Bayern sich von dem übrigen Deutschland nicht trennen werde.

Am 16. Juli erließ der König den Befehl zur Mobilisirung der Armee und am 17. traf er vom Schlosse Berg in München ein, um Zeuge zu werden der glühenden patriotischen Begeisterung seines Volkes, die sich auch in einer ihm dargebrachten großartigen Huldigung kundthat. Als dann der König die officielle Anzeile nach Berlin gelangte

lich, daß sein Heer an der Seite des preussischen Heeres unter König Wilhelm's Führung kämpfen werde und dieser ihm den Dank mit den Worten: „Ihre eint deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisirt“ überhand hatte, erwiderte König Ludwig: „Ihr loeben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge es zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns werden.“

Und im September 1870 war es wieder von allen süddeutschen Staaten zuerst Bayern, welches an Preußen resp. den Norddeutschen Bund den Wunsch gelangen ließ, in ein festes Verfassungsbündniß einzutreten, zu welchem Zwecke Preußen, als leitende Macht des Norddeutschen Bundes die Bevollmächtigten nach München senden möge. Dieser Bevollmächtigte war der Minister Dr. Delbrück und die Verhandlungen, welche er mit Bayern führte, bildeten dann die Grundlage des neuen Deutschen Reiches.

Auch der Antrag, die deutsche Kaiserwürde wieder herzustellen und dem König Wilhelm die Kaiserkrone anzubieten, ist zuerst von König Ludwig II. ausgegangen. Der Hergang war folgender: Graf von Solms, später Oberstaatsminister Ludwigs, überbrachte mittels eines ununterbrochenen Mittels von Versailles nach Hohenschwangau, der damals viel Lebens machte, dem König einen Brief des Grafen Bismarck, in welchem der damalige Kanzler des norddeutschen Bundes dem Wittelsbachischen Herrscher bemerkte, wie hohe Freude es ihm, dem Kanzler, bereiten würde, wenn der König von Bayern die Kaiserkrone bei den deutschen Fürsten in Anregung brächte; denn er habe für das bayerische Haus eine angeerbte Anhänglichkeit, wären doch seine Ahnen die treuesten Vasallen der bayerischen Markgrafen von Brandenburg gewesen. Damit hatte Graf Bismarck den König gewonnen; gleich darauf erging der bekannte Brief Ludwigs II. an die deutschen Fürsten und Freie Städte mit der Einladung, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde anzunehmen.

Man hat jetzt, nach Ludwigs Tode, in unebler Weise dem Bayernkönig dieses Verdienst zu entreißen und einem andern, und zwar norddeutschen Fürsten zuzuschreiben versucht. Es wäre so leicht, aus dem Gange der deutschen Geschichte seit 1806 die Nichtigkeit dieser Angabe nachzuweisen, doch erscheint es absolut unnötig, die Geschichte zu corrigieren. Wenn irgend ein deutscher Fürst damals beanlagt und gestimmt war, die doch immerhin schwärmerische Idee der Wiederaufrichtung des alten Deutschen Reiches zu fassen und in's Leben zu führen, so war es nur der Kaiser als auf dem bayerischen Thron, und wenn auch in ihm sich das Selbstbewußtsein oder das traditionelle Empfinden eine Welle gegen den Gedanken sträubte, sich selbst quasi einen Oberherrn zu setzen, so ist das sehr natürlich und erklärlich.

Ein Zeuge hoch über allen andern, Kaiser Wilhelm, hat dem hingegangenen Könige vor einer Versammlung von Generalen und hohen Offizieren das schönste Zeugnis der „Bundesstreue, mit der er dem Deutschen Reich zugehan gewesen sei“, aus freiem edlen Antriebe gegeben, und mehr läßt sich überhaupt von keinem einzigen deutschen Fürsten, besonders zu jener Zeit, sagen.

Es ließen sich noch eine Menge edler und feiner Züge aus dem Leben und Charakter Ludwigs II. anführen, so z. B. nahm er den Professor Döllinger, Bischof der Katholiken, gegen seine erbitterten Feinde energisch in Schutz und blieb gleichwohl ein anerkannter starrer Schirmherr der katholischen Kirche in Bayern. Er ließ keine wahrhaft vornehme Gelegenheit vorübergehen, bedeutende Leute auf irgend eine Weise, sei es nur durch ein eigenhändiges Schreiben, auszuzeichnen, so gratulierte er dem Bischof von München, Dr. von Seigle, noch vor wenigen Monaten in huldvoller Weise zu seinem Jubiläum. So erhielt Friedrich Spielhagen noch vor kurzem den mit dem bayerischen Adel verbundenen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft. So verlieh er dem Schriftsteller Carl Hegel den Adel und begünstigte ihn in vielfacher Weise. So ließ er dem Dichter Hermann Lingg und Anderen Ehrensolde zuschießen, die sie vor Mangel schützten. So schenkte er hervorragende Künstler wahrhaft königlich. So würdigte er noch wenige Wochen vor seinem Sturz die Hochlandsgeschichten Maximilian Schmidts besonderer Auszeichnung und schrieb darüber, daß sie ihm stets genussreiche Stunden bereiteten.

König Ludwig schätzte die Literatur stets sehr hoch. Für Schiller

und Goethe schwärmte er, namentlich war Schiller sein Abgott und hierin harmonierte sein Geschmack vollkommen mit dem der gesamten Nation. Daß er auch die französische Literatur begünstigte und besonders diejenige aus der Zeit Ludwigs XIV., ist kein Verstoß gegen den guten Geschmack; jene Zeit brachte auch wirklich für Frankreich einen Aufschwung seiner literarischer Bildung hervor. Uebrigens: do gustibus non est disputandum!

Der König liebte sein Volk, wie es auch ihn, zum Theil mit schwärmerischer Begeisterung, liebte und ehrte. Namentlich für die armen Gehilfsleute, in deren Mitte er fast hiesig lebte, hatte er ein warmes Interesse. Er unterließ sich keineswegs mit schlichten Fräulein und Volkshilfen, ließ die Bauernkinder an seinen Wagen heran kommen, und einem blödsinnigen biden Drudl schenkte er ein paar Bogen, in welche er eigenhändig hineingeschrieben hatte: „Weibe brav und mache Deinen Eltern Freude.“ Die prachtvoll gebundene Bibel liegt in einem Bauernhause in Benediktbeuren wohlverwahrt unter Glas.

Am liebsten blieb er, wie davon allenthalben, unerrannt. Bei Kuffstein ist ein Bierhaus, in dem er zahllose Mal war, eine Kade hindurch oder zwei, da durfte aber Niemand den König in ihm erkennen, sonst war er verschwunden. Eine Wirthschaft war auf dem Schachen, in der er gern verweilte, weil sein Jucanino von ihm Wissenden gewahrt wurde: kamen aber Leute, die den König in ihm erkannten und ihn das merken ließen, da fuhr er unweisch auf und eilte davon.

3. Des Königs Krankheit.

Daß König Ludwig in den letzten Jahren seines Lebens körperlich und geistig litt, darüber wird kein Mensch im Zweifel sein. Er litt körperlich, weil er sich bei zunehmender Körperfülle zu wenig Bewegung machte, er hatte sich aber auch, man sagt in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, ein schweres Webrechen zugezogen, welches ihm die Weibebewegung verleierte. Oft klagte er ferner über Schmerzen im Hinterkopfe, gegen welche Giumfchläge gemacht werden mußten.

Weit größer aber waren seine Seelenleiden. Die bis zur Menschlichen sich steigende Zurückgezogenheit war an sich schon ein krankhafter Zustand. Kein Mensch, der sich der Einsamkeit ergiebt, ist glücklich, er wird, auch bei der eifrigsten Beschäftigung, viele Stunden haben, in denen er sich eint und verlassen fühlt. Der grelle Wechsel in der Stimmung, der rasche Uebergang von Sanftigkeit zur Wuth, von Liebe zu

Haß, von Erregung zur Apathie ist die natürliche Folge dieses untraglichen Zustandes der Vereinsamung. Die Lebenskraft des Königs konnte sich in diesem Zustande nicht in gewöhnlicher menschlicher Weise äußern, sie artete, unter dem unübersehblichen Einflusse tiefster Verstimmung, in wilde Ausbrüche und Ausfälle aus, welche selbstverständlich sich auf die Leute seiner Umgebung entluden. Es hat aber schon viele Fürsten gegeben, die ihre Dienleute eigenhändig züchtigen, so der letzte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, Heinrich 72. Fürst Reuß etc., ohne daß diese Fürsten als Wahnsinnige bezeichnet wurden. Wir erinnern hier noch an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, von dem bekannt ist, daß er nicht nur Dienstpersonen und Offiziere, sondern sogar die Königin und seine Kinder schlug, daß er namentlich den Kronprinzen, späteren König Friedrich den Großen, oft mit dem Stöcke züchtigte, mit Füßen trat, schließlich sogar alles Entsetzliche hinrichten lassen wollte; aber kein Mensch hat jemals geschrieben, der rauh geartete König sei wahnsinnig gewesen. Und Tausende von viel geringeren Leuten haben tagtäglich ihre Bedienten und Niemanden fällt es ein, sie für wahnsinnig zu erklären. Derumpelte Privatmann würde sich sogar eine Einmischung in das, was er für seine eigenen Angelegenheiten hält, stark verdienen. Zudem darf angenommen werden, daß der König, nachdem er einmal in den unseligen Zustand geriet, sich fast nur mit Soldaten, Palast- und Stallpersonen zu umgeben, sehr oft Ursache gehabt hat, über Unwürdigkeiten und gemeine Behandlung derselben in Zorn zu geraten. Selbst wenn der König in der Bestrafung solcher Individuen Energie begangen haben sollte, ist daraus noch lange nicht auf „Verrietheit“ zu schließen.

Niemals ist diese Sache zu befähigen und zu rechtfertigen, aber es liegt darin, Angesichts des Zustandes des Königs, etwas sehr Entschuldigbares. Aus dem bekannt gewordenen Haß gefürchteten „actumfähigen Material“, welches den König belästen sollte, ist gerade zu entnehmen, daß die Stippstadt der Demesänen mit seiner Person jahrelang ein dreistes Spiel getrieben hat.



Schloß Hohenschwangau.

Der König mußte durch seine schreckliche Verlassenheit geradezu der geistigen Verödung entgegengetrieben werden. Stundenlang durchmaß er in verzweifelter Stimmung einaum seine Gemächer, oft declamirte er laut, sprach vor sich hin, schrie laut auf vor innerem Weh oder ließ auf dem Clavier die wunderbaren Phantasien erklingen. Dann wieder warf er sich auf sein Lager und blieb stundenlang regungslos; und wiederum sprang er auf, befahl den Wogen vorzufahren und stürzte in rasender Fahrt auf jenen Gebirgsweg von einem Schloß zum andern. Welch ein unglücklicher Mann! Und es gab keinen Menschen von wirklichem, berechtigtem Einfluß, der dem Könige in seinem geistigen Elend hätte helfen können. Selbst seine Mutter war dazu nicht mehr geeignet, nachdem sie, zum Katholicismus übergetreten, sich mit Geistlichen umgab, in verschiedene fromme Orden als dienende, sich kasteiende Schwester eingetreten war und mit allen ihren früheren Lebensgewohnheiten vollständig gebrochen hatte. Seitdem gingen die Anschauungen und Auffassungen von Mutter und Sohn ganz und gar auseinander, und sie waren ja nie sehr harmonisch gewesen.

Die Lieblingsbeschäftigung des Königs waren seine Brautbauten, durch sie, durch das fortschreitende Plänenmachen und die Beobachtung ihrer Ausföhrung wurde er von dem Elend der Verlassenheit abgelent. Im großen Ganzen hat er auch bei allen diesen Bauten einen exquisiten Geschmack bekundet, so daß man von ihnen sagen kann: sie sehen einzig da. Nur freilich entsprach ihre Lage und ihre Einrichtung seiner eigenen, auf unerschöpfbare Abgeschlossenheit gerichteten Stimmung; sie leisteten seinem Volke keine Dienste und dieser Umstand läßt die darauf verwendeten riesigen Summen als zum großen Theil verschwendet erscheinen.

Da nun die Mittel der Cabinetstafel endlich zu diesen Bauten nicht mehr ausreichten, im Gegentheil bedeutende Schulden contrahirt werden mußten, so wurden gerade diese Bauten zu dem entscheidenden Stoße, der den König in den Abgrund maßloser Verlegenheiten stürzte. Der König rechnete nicht, er ordnete nur an im Vollglauben einer Herrscherstellung, die keine Controle vertrat. Er forderte Mittel zum Weiterbauen, gleichviel woher sie hätten kommen können. Niemals aber hat er sich in der Genialität seiner Veranlagung beirren lassen, in das Treiben gewinnstüchtiger Agenten und Speculanten zu schauen, die ihn bevorzugen so viel sie konnten, und geradezu als Verleumdung muß es gelten, daß Ludwig II. jemals bei einem französischen Kronpräsidenten unter Loyalität, Vaterlandsverrätterischen Voraussetzungen Geld zu leihen gesucht habe. Nur zudringliche, amoralische Agenten und Creaturen können solche Gemeinheiten ohne sein Wissen geplant haben. Der König mag im geräbbten Geisteszustande seine Unterschrift gewissenlosen Unterhändlern gegeben haben, welche sodann auf eigene Faust Speculation trieben und den Namen des Königs auf's Aergste compromittirten. Mehrere Bankiers, Private und andere Männer, welche in theilweise redlicher Absicht dem König die Hand zur Sanirung der trostlosen Verhältnisse boten, wurden gleichfalls Opfer dieser Agenten.

Ebenso unangenehm ist die Angabe, der König habe sein Land Bayern verkaufen und sich irgendwo anders ein absolut zu regierendes Land kaufen wollen. Es ist ungläublich, daß ein Mensch, der nicht selbst den Verlust verloren hat, auf diese Ausstreuung Verth legt, die übrigens der angeblich mit dem Aufsuchen eines solchen Landes beauftragte gewisse Weisheit Rath von Löher genügend als Unwahrheit gekennzeichnet hat.

4. Die Absehung des Königs und sein Tod.

Zwei Umstände führten endlich dahin, Ludwig II. für „verrückt“ zu erklären und unter die Hände von Frenkärzten zu geben: seine entschiedene Willensmeinung, die kostspieligen Bauten fortzuführen, ohne daß Mittel dazu vorhanden waren, und die Angriffe auf sein eigenes Staatsministerium. Durch das Mittel untergeordneter Persönlichkeiten wollte er empfindliche Strafen über die Minister verhängen, dann sämt-

liche Minister absehen. Die Minister traten mit einem Theile der Agnaten zusammen, dann wurden die Frenkärzte Dr. von Gubden, Dr. Hubrich und Dr. Grafen hinzugezogen und ein Gutachten ertheilt, wonach der König an „Verrücktheit“ litt. Aber schon vorher ließen einige auserwählte bayerische Zeitungen durch gewisse drohende Artikel die beabsichtigten Maßnahmen errathen. In der „Donauzeitung“ hieß es: „Die Sade wird sich ernst werden“, und die Münchener „Neuesten Nachrichten“ schlossen eine Reihe bezüglicher Artikel mit folgenden Worten: „Majestät, kehren Sie zurück aus der Einsamkeit der hehren Gebirgswelt in die Mitte Ihres treuen Volkes! Lassen Sie sich bewegen, die eigenen unerklärlichen, wenn auch noch so idealen Wünsche zurückzuziehen, den Vorstellungen berufener und bewährter Mächte der Krone die verdiente Beachtung zu schenken und auf die Stimmen des treuen Volkes zu hören, sie ist Gottes Stimme.“

Prinz Luitpold, Bruder des verstorbenen Königs Max und Onkel Ludwigs II., erklärte sich bereit, die Regentchaft in Bayern zu übernehmen. Derselbe ist am 12. März 1821 geboren, bayerischer General-Feldzeugmeister und General-Inspector der bayerischen Armee, am 15. April 1844 mit der Prinzessin Auguste, Erzherzogin von Oesterreich, vermählt und seit 26. April 1864 verwittwet. Er widmete sich von Jugend an der militärischen Carriere, zunächst bei der Artillerie, dann bei der Infanterie, und machte die Feldzüge der Jahre 1866 und 1870 bis 1871 mit. In die erste Hälfte seines Lebens fallen des Prinzen größere Reisen nach Italien, Griechenland, Egypten u. s. w. Auch an den Staatsangelegenheiten nahm und nimmt derselbe warmen Antheil; schon mehr als vierzig Jahre gehört er der Kammer der Reichsräthe an König Ludwig II. übertrag bald nach seiner Thronbesteigung dem Prinzen den Vorsitz im Staatsrathe; ferner wurde er bei den öffentlichen Staatshandlungen meistenthalls, in letzterer Zeit nahezu ausschließlich vom Könige mit dessen Stellvertretung betraut. Er ist ein ruhiger, maßvoller, streng kirchlich gesinnter Mann.

Während eine aus dem Minister von Craißheim, Hofmarschall von Ralzen, Oberstallmeister Graf von Holnstein und Reichsrath Graf Thüring gebildete Staatscommission unter Begleitung der Frenkärzte Dr. von Gubden und Dr. Müller sowie mit vier Frenkärzern nach Hohenchwangau abreiste, um dem Könige die Einweisung einer Regentchaft anzugehen und ihn gleichzeitig unter ärztliche Aufsicht zu stellen, erschien in München am 10. Juni folgende Proclamation:

„Im Namen Seiner Majestät des Königs! Unser königliches Hand und Bayerns treubehährtes Volk ist nach Gottes unerforschlichem Rathschluß von dem erschütternden Ereigniß betroffen worden, daß unser vielgeliebter Neffe, Sr. Majestät König Ludwig II., an einem schweren Leiden erkrankt ist, welches Allerhöchstdenselfen an der Ausübung der Regierung auf längere Zeit im Sinne des Titel 2, § 11 der Verfassungsurkunde hindert. Da Sr. Majestät für diesen Fall Allerhöchstdenselfen weder die Vorsehung getroffen haben, noch dormalen haben treffen können, und da ferner über unseren vielgeliebten Neffen, den Prinzen Otto, schon ein längerer Leiden verhängt ist, welches ihm die Uebernahme der Regentchaft unmöglich macht, so legen Uns die Bestimmungen der Verfassungsurkunde als nächstberufenem Agnaten die traurige Pflicht auf, die Reichsverwesung zu übernehmen. Indem Wir dies, von dem tiefen Schmerze ergriffen, öffentlich kund und zu wissen thun, verfügen Wir hiermit in Gemäßheit des Titel 2, §§ 11 und 16 der Verfassungsurkunde die Einberufung des Landtages auf Dienstag, den 15. Juni 1886 Luitpold, Prinz von Bayern.“

(Unterschriften sämtlicher Staatsminister.)

Ein Armeebefehl des Prinzen Luitpold kündigte gleichzeitig an, daß der König durch schwere Erkrankung von der Regierung abgehalten ist, und daß Prinz Luitpold die Regierung sowie den Befehl über die Armee im Namen des Königs führe. (Schluß folgt.)

Allüberall giebt's Menschen treu und gut.

Hat dir die Welt geschlagen tiefe Wunden,
Eraf dich der Menschen Hohn und Kränkung schwer —
O schelte nicht, vom Borne überwandnen,
Die ganze Welt nun kalt und liebeleer.

O laß dein trotzig Grollen, bitt'res Hassen,
Sieh du der Welt ein Herz voll Lieb' und Glath,
Dann wird auch sie in Liebe dich umfassen —
Allüberall giebt's Menschen treu und gut.

Sieh', auch die tiefste Nacht weicht vor der Sonne,
Dringt sie durch's All mit flammender Gewalt;
Wo Schnee und Eis, da bringt sie Frühlingswonne,
In ihrem Gluthenkuss sandyt Feld und Wald.

Paul Barth.

Der Sühnetermin.

Eine heitere Episode aus der schlesischen Heimath, erzählt von Constantin Bussa.

In dem Bureau eines Rechtsanwalts einer größeren Provinzialstadt herrschte der tiefe Friede der ersten Morgenstunde. Die Schreiber krochen emsig mit ihren Federn auf dem Papier und der Bureauvorfeser, ein gelehrter und strengbildender junger Mann, stand an seinem Pult und widmete sich seiner Hauptbeschäftigung: der Anlegung einer umfangreichen Kostenliste. Sein sinnender Blick hing mit großer Ausdauer an der Stala des Paragraph Neun der Gebührenordnung für Rechtsanwälte und sein misanthropisches Stirnrunzeln schien auf die fast ungläubliche Thatsache hinzudeuten, daß ihm dieses, den Fortschrittsdrang aller jungen Advocaten mächtig anspornende Gesetz keineswegs sympathisch sei.

Bei seiner zweifelhaft angenehmen Beschäftigung wurde der Bureauvorfeser indessen bald durch ein unbeholfenes Klopfen an der Thür gestört. Aus den Hecleinruf erschienen mit resoluter Beweglichkeit eine Bauernfrau, welche in Folge ihrer „gestreiften“ Kleider ungefähr den Umfang eines kleinen Carouffels erreichte.

„Ma gu'n Morgen zumom!“ faate die Frau und fügte bald die Frage hinzu: „Diren Se, ich bi doch hie recht beim Haren Anwalt?“

beem kumt, su daß a monnichmal kaum frischen kan, derno schät a ei der Ende Alles kurz un kerne un ich muß od machen, daß ich uf de Seite kum'm', fult do krieg' ich au no was außgerischt. Wenn a daß a un a is amal wirklich nichtern, do fan a halt nischte nich machen, do glitern en alle Knochen bis a daß a wieder an Bitter munder hat un derno is der Ofte halt wieder fartzig, un wern ich od mudie, glet glet a do wieder ei a Kratschen. Au war su an Mann do lieber keen!“

Die „Zimpeln“ hatte mit wachsender Aufregung gesprochen und der Bureauvorfeser hatte mehrmals versucht, den Fortschwall zu unterbrechen, um geordnete Angaben zu erlangen, doch da konnte er die Zimpeln schlecht, das war ein schwacher Mann nicht im Stande, denn ihr und ihrem Mundwerk gegenüber gehörten die Männer zum schwachen Geschlecht, und es schien dies auch der Grund zu sein, weshalb ihr Mann lieber im „Kratschen“ als bei ihr zu Hause war.

Angelodet durch die lauten Worte der Zimpeln war inzwischen der Rechtsanwalt, ein jovialer alter Herr, aus seinem Arbeitszimmer in das Bureau getreten. Bei den letzten höchst erregt gesprochenen Worten



Zug am Zuger See. (Aus „Europäische Wanderbilder.“)

Als der Bureauvorfeser dies bejahte, wendete sich die Frau nun an diesen mit der weiteren Frage: „Se sein doch wul der Hare Anwalt selberscht?“

Dem Bureauvorfeser schien es unangenehm zu sein, diese Frage verneinen zu müssen, und er that dies daher auch nur zögernd und so undeutlich, daß er wohl annehmen durfte, die Frau, deren Kopf trotz der warmen Jahreszeit nach Sitte der Bauernfrauen in ein dickes Tuch gehüllt war, werde seine Antwort nicht verstehen und ihm werde die Ehre erhalten bleiben, für einen süchtigen Moment als der Herr Rechtsanwalt zu gelten. Die Frau hatte auch übrigens ihre Frage sofort bereut, denn das sah sie ja an dem gelehrten Aussehen und der intelligenten Haltung des vor ihr stehenden Herrn, daß er der Anwalt selber sei. Sie beachtete daher auch nicht die Antwort desselben, sondern klopfte gleich frischweg mit ihrem Anliegen heraus:

„Diren Se, Hare Gerichtsanwalt, oder — ich wech nich amal, wie daß ich Se kitzieren sull; ich ha mei Kitzige nicht mit'n Gerichte nich zu thun geha' un do is ma su kumm un a su unkundig ei der Sache, daß ma —“

„Sagen Sie mir nur kurz, was Sie wünschen, alles Andere ist hier ganz Nebensache!“ warf der Bureauvorfeser ein und beschränkte damit den so schön begonnenen Redefluss der Frau.

„Ich bi nämlich de Zimpeln aus Wiesgrund!“ fuhr nun die für einen Augenblick eingeschüchterte Frau fort, „un ich kumm heut zu Zhn, un mich do mel'n Man schiden zu luffen! Ich ha nu das Laven sat mit dam verlusne Korte, a ganze Tag sitl a od blus ein Kratschen un schmäpelt, a kümmeret sich un keene Wirtschafft nich un ich möcht' od oltene nich schinden un radern, un wenn a derno

der freitbaren, umfangreichen Dame trat er unwillkürlich einen Schritt zurück und fragte alldann seinen Bureauvorfeser, was die Frau wünsche. Er erhielt in kurze die Auskunft, daß sie gegen ihren Mann auf Ehescheidung kagen wolle.

„Liebe Frau,“ wendete sich nun der Rechtsanwalt mit der ihm eigenen Leutseligkeit an die Zimpeln, „wenn Sie gegen ihren Mann die Ehescheidungsklage anstellen wollen, so ist dies nicht ohne Weiteres möglich, Sie müssen vielmehr erst einen Antrag auf Ansetzung eines gerichtlichen Termines stellen, in welchem Sie und auch Ihr Ehemann zu erscheinen haben, und in diesem Termin wird alldann der Richter zunächst die Sühne vornehmen. Es fragt sich also, ob Sie wünschen, daß ich diesen Antrag für Sie stellen soll.“

Die Zimpeln war durch das Dazwischentreten des wirklichen Rechtsanwalts etwas verblüfft und sie blickte zweifelnd von dem so erhabenen aussehenden Bureauvorfeser auf den fast unscheinbar zu nennenden alten Herrn, in dessen Wesen jedoch unverkennbar eine achtunggebietende Würde lag. Neben ihrer Ehescheidungssache beschäftigte sie also auch momentan die Frage, welches wohl der richtige Rechtsanwalt sei, und da ihr Gedanken- und Urtheilsmechanismus nur ungemein einfach construirt war, so bedurfte sie nothwendig erst einer gewissen Sammlung, ehe sie die Frage des Anwaltes zu beantworteten vermochte.

„De Sühne muß a vurnähm?“ murmelte sie halb laut. „Zu wär ich doch gar! Ob das hier uf unen Gerichte sein muß?“ fragte sie dann.

„Ja, liebe Frau,“ entgegnete der Anwalt, „das geschieht bei dem hiesigen Amtsgericht.“

„Na, ich ha merck amol vorgekommen, a Mann mer vom Palle zu schaffen.“ platze die Zimpeln nach einigen Heberlegen heraus, „und do mag's lusten was' will; do machn So's od' asu wie Se men'n Hart Gerichtsamt!“

Als nun die Zimpeln ihren Entschluß solchergestalt bestimmt geäußert hatte, entfernte sich der Rechtsanwalt mit freundlichem Gruß wieder nach seinem Arbeitszimmer und überließ die weitere Abfertigung der Frau seinem Bureauvorsteher. Es hatte seine Schwierigkeiten, die Erzählungen und Wiederholungen der Frau niederzuschreiben und sie nach ihrer Abfertigung mit guter Manier aus dem Bureau zu entfernen, endlich jedoch ging sie und während sie im Hausflur eine große Menge unruhig mitgebrachter Schriftstücke (unter Anderem den Impfschein des Mannes, einen Kaufvertrag und die Viehvericherungspolice) mit großer Unpäßlichkeit in ein riesiges buntes Taschentuch wickelte, murmelte sie dabei kopfschüttelnd: „Daf, a de Sühne vurnehm' muh, das konnt mer doch gar asu netch' vur; seih' do is das nich' gewesh', das muh ischt jepe mit dem neue Gerichte ufgekommen' sein!“

Der Tag und die Stunde des Sühntermins waren herangekommen und der beneidenswerthe Amtsrichter, welchem die Versöhnung zweier in Periwürnisse gerathenen Ehegatten oblag, kleidete sich in einen stillen Zeufzer in seine Robe und zog an der Klingelschnur. Es erschien ihm selbst, daß er seit einiger Zeit vom Klur her mächtiges Säbelgerassel und Sporengeklirr hörte und er nahm deshalb nochmals den Terminsalender zur Hand, um zu sehen, ob wohl ein Mitglied der bewaffneten Macht vor Gericht geladen sei. Er konnte dies nicht finden und da Neugier nicht Sache eines Amtsrichters ist, so suchte er nicht weiter darnach, sondern befahl dem eintretenden Gerichtsdienere, die Sache Zimpel wider Zimpel aufzurufen. Dies geschah. Bald darauf öffnete sich die

Thür des Terminzimmers und herein traten: zuerst sie, die Zimpeln, nachher er, der Zimpel, und dahinter folgten, ganz vorchristlichmäßig eintretend, in ebenfalls vorchristlichmäßigem dritten Anzuge ein Mann und ein Artillerist, welche — abermals vorchristlichmäßig — die Säbel anzogen und alsdann in strammer Haltung das Weiterer erwarteten.

Der Amtsrichter war erstaunt und begann sogleich die Feststellung der Personen.

„Sie sind der Stellenbesitzer Zimpel aus Wiesengrund?“ fragte er den Ehemann, und dieser bejahte es. „Und Sie sind dessen Ehefrau?“ wendete er sich an die, welche es ebenfalls bejahte und dabei in ihrem Auge eine langst berechnete Thräne, freilich etwas zur Unzeit, zerbrach. „Was sollen denn die beiden Soldaten hier?“ fragte der Amtsrichter weiter.

„Das sind unse beiden Söhne,“ antwortete die Zimpeln mit vieler Bescheidenheit, „der Gene is bei a Putanern in Gleiwitz und der Ader bei der Artillerie in Schweinitz; 's war od' su su, daß se han Mehlau feigt zum Parkmann.“

„Ja, zu was bringen sie denn Ihre beiden Söhne mit hierher?“ fragte ungeduldig der Amtsrichter.

„Nu, dermit Sie se vurnehm' ihm!“ antwortete die Zimpeln.

„Ich habe nur mit Ihnen und Ihrem Manne zu thun,“ entgegnete der Amtsrichter, „die Söhne brauche ich dazu gar nicht, sie können wieder abtreten!“

„Nu jemerch, jemerch!“ jammerte die enttäuschte Zimpeln, „der Hart Anwalt, bei dem ich neulich gewesh' bin, dar hoot mer doch gang' wegen' gesaht, daß se ei dem heutige Termine de Sühne vurnehm' muh.“

Schlesische Chronik.

Vom schlesischen Museum der bildenden Künste. Im sogenannten Werner'saal des schlesischen Museums ist ein von Carl Köhling in Berlin im Auftrag des Curatoriums für das Museum ausgeführtes Oelgemälde zur Aufstellung gelangt. Es hat die Erklärung des Schlosses Gabelberg bei Weichenburg (4. August 1870) zum Gegenstand, bei welcher bekanntlich schlesischen Truppen, speciell den Königsgränadiereen, ein entscheidender Antheil zufiel.

Zu dem eben bezeichneten Kriegsbilde ist als neueste Erwerbung ein Gemälde von Professor Karl Veder in Berlin gekommen, das in der bekannten farbenprächtigen Weise des Künstlers „Othello, seine Schicksale vor Brabantio und Desdemona erzählend“ darstellt.

Preisausbreitung. Die Centralleitung des österr. östlichen Kriegervereins in Hohenelbe schreibt drei Preise für die Lösung folgender Preisfrage aus: „Die Bevölkerung des Riesengebietes von der ältesten Zeit bis zur Wüstung der gegenwärtigen Verhältnisse, mit besonderer Rücksicht auf die böhmisches (österreichische) Seite des Gebietes. 1. Preis 40 Ducaten, 2. Preis 20 Ducaten, 3. Preis 10 Ducaten. Die Concurrenzarbeiten sind an den zweiten Präses des Vereins, Herrn Dechant Wenzel Weber in Hohenelbe, unter Beobachtung der üblichen Normen zu senden. Die preisgekrönten Arbeiten bleiben Eigenthum des Vereins und werden im Vereinsorgane „Das Riesengebiet in Wort und Bild“ veröffentlicht.“

Vom Münsterberger Kathedrumknopfe. Die heiligen Stürme des Jahres 1788 hatten die Spitze des Münsterberger Kathedrumknopfes so sehr bebogen, daß sie nebst der Fahne und dem Knopfe herabgesunken drohte. Um Unglück zu verhüten, wurde sie durch den Schleferdecker Bernhard Wenden, aus Krummitz gebürtig, wohnhaft zu Klein, herabgenommen, und den 21. Juli nach vorhergegangener Reparatur mit lebenswärtiger Geschicklichkeit wieder aufgestellt. Wenden trant nach vollbrachter Arbeit auf dem Knopfe verschiedene Gesandtheiten und warf die ausgeleiteten 12 Kläfer von einer Höhe über 90 Ellen auf die Steine herab, wobei diese ganz unbeschädigt blieb. Der Knopf war 1720 unter dem Bürgermeister Lange aus Krummitz von einem schlesischen Jüngling von 16 Jahren aufgesetzt und von elf Jungfern in die Höhe gezogen worden. Man fand Kaisergeld, 4 fl. an Werth, und einige Reliquien darunter. Die Bürger hatten, wie man aus der beigelegten Schrift sah, zur damaligen Zeit wegen der freien Kathedraal, der sie sich widersetzt hatten, rebellirt, wobei fünf Bürger in Ketten und Banden gelegt wurden. Die damalige Völkung war übrigens außerordentlich unbellhörig, denn man hatte vom 1. bis 8. Juli 23 starke Gewitter geschloht, wobei Schlofen von die Pfund sich beunden haben, und wobei zwei jährliche Blitze in den Kathedrum schlagen und die Spitze, Fahne und Knopf herunterschleuderten. „Die Abnahme und Wiederherstellung des Knopfes hätte leicht 150 Thaler kosten können, wenn Alles hätte sollen gerüstet werden, allen der geschlohte Wenden, mit dem Elemente der Luft gleichsam verschmort, stellte unter fast unbedeutenden, obzwar gefährlich schwebenden Anstalten, dennoch mit wenigen

und geringen Kosten von 26 Rthlr. Alles wieder auf das Beste und Lobenswürdigste her.“ So berichten die schlesischen Provinzialblätter vom Jahre 1780.

Das Trudenberger Forstrevier des Fürsten von Haysfeld-Trudenberg umfaßt 10 400 Hektar Areal, von denen etwa 73 Procent dem Hochwald, der Rest dem Mittel- und Niederwald zufallen. Niefer und Nichte herrschen im Hochwald mit 85 Procent vor; auf die Eiche entfallen 11 Procent, der Rest vertheilt sich auf Rothbuche und Buche. Das fürstliche Jagdterrain umfaßt unter Einrechnung von 6800 Hektar erpachteter Russischfischen 26 400 Hektar, von denen 1850 Hektar auf Teiche und Gewässer entfallen. Im Thiergarten ist ein Bestand von 300 Stück Edelwild, 701 Stück Damwild und 200 Stück Schwamwid begeben. Wie ergiebig die Jagd auf den Teichen ist, geht aus der That sache hervor, daß bei einer sechshündigen Jagd im Jahre 1884 auf einem Teiche 502 Enten und im Jahre 1884/85 überhaupt 1043 Tauben erlegt wurden. Die jährlich aus den Teichen zum Verkauf gelangende Menge von Karpfen beträgt 700 Centner. — Als in den ersten Jultagen dieses Jahres die 44. Generalversammlung des schlesischen Forstvereines unter dem Präsidium des Oberforstmeisters von der Rede in Trachenberg tagte und die Theilnehmer eine Excursion in die Trachenberger Kiewe unternahmen, wurden in der Nähe des Jagdschloßes Reigode vier neue Berezseiden gepflanzt. Oberforstmeister von der Rede hielt dabei folgende poetische Ansprache:

„Als er zuletzt hier tagte, der Schlesische Forstverein,
Da pflanz' er dort die Nichten: heut müssen es Eichen sein.

Ein Zeichen, daß von Neuem das deutsche Vaterland
Aus dunkler Nacht zum Lichte und frischen Grün erkand.

Es schämte die Wilhelmseide gar immer das Revier,
Daß allzeit hier erklinge der Ruf: „Heil Kaiser Dei!“

Nad nur zur Hermannseide, Fürst Haysfeld ist gemeint,
Der uns zu frischem Streben heut gafflich hier verweint:

Der für des Landes Größe in Kriegs- und Friedenszeit
Mit arbeitsstarkem Herzen zum Wirken heis bereit.

Mit allen seinen Fasern hängt er am heimischen Kreis,
Hier gleich dem Eichenstamme er sich genützt weiß.

Wenn edle Frauen leben des Waldes Herrlichkeit,
Dann ist's den Männern bergen, als sei der Wald geweiht.

Natalienseide grüne im frischen Blättersein,
Der holden Fürstin baldigt hier Schlesiens Forstverein.

Zum Schluß Prinz Hermanns-Eiche, du bist der Zukunft Bild,
An Dich reißt sich an Blüthen, was unser Bruch erfüllt.

Wie deutsche Eichen wachsen, so stark und hoffnungsgrün,
So mög' in allen Sprossen dies edle Haus erblühen.

Das höchste und das Beste sei stets ihr volles Theil.
Wir wünschen's und wir grüßen für alle: Waldmannsbott.“

